Berühmte Männer Berlins

und ihre Wohnstätten.

Vom 16. Jahrhundert bis zur Zeit Friedrichs des Großen.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet

von

Ferdinand Meyer.

Sekretair des Vereins für die Geschichte Berlins ꝛc.

Berlin 1875.

Verlag von Otto Gülker u. Cie.

Jegliche Geschichte geht von den Menschen aus,
und um die großen Männer dreht sich die Zeit.

In den geschichtlichen Annalen Berlins stehen der Namen von weithin tönendem Klange viele verzeichnet, deren die Kaiserstadt mit freudigem Stolz sich rühmen darf, — bei deren Gedächtnißfeier so manches Lebensbild in ungetrübtem Glanz, nicht selten aber auch in seinem tieftragischen Verhängniß an uns vorüberzieht.

Dann wieder knüpft sich eine traurige Berühmtheit an so manchen Namen, dessen Träger eine hervorragende Rolle in der Geschichte Berlins gespielt.

Wo aber, wie in der deutschen Metropole, so reiche Erinnerungen sich zusammendrängen, da ist es auch eine Pflicht, unter den Tausenden von Häusermasken die Stätten aufzusuchen, wo jene Männer gelebt und gewirkt, gelitten und gerungen haben. Denn leider geben nur wenige Gedenktafeln — diese Denkmäler der Pietät, welche einer Stadt den historischen Charakter auch in ihrem Aeußeren verleihen, indem sie Vergangenheit und Gegenwart auf eindringliche Weise miteinander verbinden — uns hiervon Kunde. Und doch hätte Berlin vor allen größeren Städten dieser Denkmäler vonnöthen!

Beides nun: den Lebensspuren berühmter Männer Berlins nachzugehen, und ihrer, wenn auch zum Theil von der gewaltigen Zerstörerin Zeit der Gegenwart wieder entrückten Wohnstätten in deren Wandlung zu gedenken, ist der Zweck dieses Werkes.

Gestaltet dasselbe sich auch zu keinem vollendeten Ganzen, so hoffen wir doch, es werde in dem Dargebotenen wie in seinen Fortgängen immerhin einiges Interesse gewähren.

Der Verfasser.

Inhalt.

Berühmte Männer Berlins

und ihre Wohnstätten.

I.

I.

Caspar Theyß.

Wir richten zunächst unsern Blick auf die Königsburg und gedenken dabei ihres Miterbauers, des hochberühmten Caspar Theyß.

Kurfürst Joachim II. ließ, bei seiner Leidenschaft für großartige Bauten, auch die alte Hofburg seines Vorfahren „Friedrichs des Eisernen" im Jahre 1540 niederreißen, und durch seinen vorgenannten Bau- und Mühlenmeister einen schöneren, prächtigeren Aufbau derselben beginnen.

Dem Plane des genialen Künstlers zufolge wurde das neue Schloß drei Stock hoch errichtet. Der eine Flügel, wie er noch heute längs der Spree vor unseren Blicken sich erhebt, war an den beiden Ecken nach dem Schloßplatz — hier bis zum heutigen zweiten Portale reichend — mit runden Erkern verziert; in der Mitte wölbte sich ein hohes, von drei Säulen getragenes Portal, darüber traten gemauerte Balkone hervor. Das dritte Geschoß bestand aus einem einzigen, ungeheuren Saal, dessen Decke als ein wahrhaft architektonisches Kunstwerk an dem Dachstuhl hing. Diesen Saal nannte der Kurfürst selbst die „lange Stube".

Zur inneren Ausschmückung des für seine Zeit prächtigen Gebäudes wurden fremde Künstler aller Art berufen, von denen der Baumeister und Maler Christoph Romanus, die Goldschmiede Hans Mahler, Kurt Schenk, Joachim Wilke und Peter Krause, der geschickte Steinmetz und Bildhauer Hans

Scheutzlich, sowie die Zimmermeister Asmus Schultze, Lorenz Franke und Hans Schwabach besondere Erwähnung verdienen.

Fremde Kunstwerke gesellten sich zu diesen Künstlern, und die noch jetzt im Innern des Schlosses vorhandenen Gemälde Lucas Kranach's zeugen deutlich von des Kurfürsten Geschmack.

An der Südwestseite des Schlosses führte ein hölzerner, auf steinernen Pfeilern ruhender Gang nach der damaligen Domkirche auf dem Schloßplatz, dem ehemaligen Kloster der Dominikaner oder schwarzen Brüder. Die kurfürstliche Familie bediente sich dieses Ganges, wenn sie zum Gottesdienste sich begab, bei welcher Gelegenheit der Kurfürst, als ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, den Gesang oftmals in eigener Person leitete.

Unten vor dem Schlosse, zwischen der Domkirche und Spree, vor den Parterre-Fenstern desselben, ließ Joachim die ursprüngliche Stechbahn erbauen, welche eine Länge von 300 Fuß und eine Breite von 65 einnahm. Sie wich später den Verschönerungen, die Kurfürst Friedrich III. dem Wohnsitze seiner Ahnen bestimmte.

Bei den, hauptsächlich in Stechen, Pauken und Tournieren bestehenden Festlichkeiten jener Zeit, scheint die neue gastliche Burg mit ihren größeren Räumlichkeiten gleichwohl nicht ausreichend gewesen zu sein; wenigstens mußte das ganze Hofgesinde auf dem Mühlenhofe (am Mühlendamm) das Morgenbrod und den Abendtrunk genießen, auch wurden die „Paurn“ mit den Brodlieferungen für den Hofhalt dorthin gewiesen.

Für die Großartigkeit dieser „Stechen“ spricht übrigens die Zahl Derer, welche sich beispielsweise zur Fastnacht (16. Februar) 1545 auf der Bahn herumtummelten, als das Doppel-Beilager des Kurprinzen Johann George mit Sophia, Tochter des Herzogs Friedrichs II. von Liegnitz, und des Prinzen Georg von Liegnitz mit der Markgräfin Barbara, Tochter des Kurfürsten Joachims II., gefeiert wurde. Es waren dies nicht weniger als 120 Reiter in „Kyrissen“.

Caspar Theyß unternahm gleichzeitig auch den Bau des Jagdschlosses im Grunewald — jenes Ueberrestes der großen Urwaldung, die sich aus vorwendischer Zeit auf dem linken Spree-Ufer von Köpenick bis hierher erstreckte.

Wie aber der leutselige, wohlwollende Kurfürst nicht allein selbst ein leidenschaftlicher Jäger, so war er auch darauf bedacht, seinen Unterthanen derartige Vergnügungen zu bereiten, entweder als Theilnehmer oder doch als ungehinderte Zuschauer. Seltenes Wild wurde im Thiergarten gehegt, und oft genug veranstaltete er Thiergefechte zur allgemeinen Unterhaltung.

Inmitten der Waldeinsamkeit, am See gelegen, erhebt sich „Schloß Grunewald" mit seinen Erkern im zweiten Stockwerk, zu dem eine steinerne Wendeltreppe im Innern führt. Eine Inschrift über der Eingangspforte besagt, daß Caspar Theyß das Jagdschloß in den Jahren 1542 und 43 erbaute.

In einem der Gemächer findet sich eine anscheinend gleichzeitige Gruppe von drei bemalten Steinbildern vor: Kurfürst Joachim II., einen großen Humpen in der Hand, Caspar Theyß und ein gewisser Conz Buntschug (Buntschuh), welcher dem Fürsten ein kleines Gefäß darreicht. Unter der Gruppe ist in lateinischen Minuskeln die auf einen Bewillkommungstrunk hindeutende Inschrift angebracht. Sie lautet in der Uebertragung:

„Caspar Theyß, was soll die kleine Flasch',
Die Conz Buntschug hat in der Tasch'?
Dieser Willkomm' muß zuvor heraus,
Sonst wird ein solcher Lärmen d'raus."

Ein anderes Brustbild dieses Baumeisters, aus Marmor, war früher im Schlosse zu Berlin vorhanden. Auch befand sich im rathhäuslichen Archiv zu Spandau eine Urkunde, vom Sonntage Invocavit 1544, worin Joachim II. dem Rathe, welcher für ihn gegen Caspar Theyß auf Höhe von eintausend rheinischen Gulden Bürgschaft geleistet, die Schadloshaltung verspricht.

Caspar Theyß bewohnte das Haus Nr. 10 und 11 in

der Heiligegeiststraße, welches er 1540 vom Kurfürsten Joachim II., in Anerkenntniß seiner Verdienste um den Schloßbau, erhielt und für sich ausbaute, nachdem dasselbe, bisher im Besitze der Aebte zu Lehnin, zur Zeit der Reformation wieder eingezogen worden war. Die früheren Eigner empfingen dasselbe 1443 von dem Kurfürsten Friedrich II. für ein an der Köllnischen Stadtmauer gelegenes Gebäude, welches der „eiserne" Friedrich zum Bau seiner Burg niederreißen ließ. Im Jahre 1551 erhielt das Theyß'sche Grundstück der kurfürstliche Medicus Stehl statt der Besoldung verliehen; 1581 erkaufte es der kurfürstliche Sekretair Steinbrecher und ließ „mit schweren Unkosten" zwei Häuser neu erbauen, von denen dasjenige Nr. 10 (seit 1763) mit dem früher als Garten-Terrain dazu gehörigen Grundstück, Burgstraße Nr. 19, zur Militair-Akademie eingerichtet wurde.

In der Nikolaikirche, links am dritten Pfeiler, liegt Caspar Theyß unter dem steinernen Estrich bestattet, bei andern berühmten Todten, deren Gruft die Hallen unseres ältesten Gotteshauses überwölben.

II.

Lamprecht Distelmeier.

Zu jenen Todten in St. Nikolai gehört ein Mann, dessen Name die Nachwelt an eine Zeit erinnert, in welcher neben der Kunst auch die Wissenschaft in der Mark ihre Geburt feierte. Es ist der Staatsmann Lamprecht Distelmeier, welcher im In- und Auslande sich einer großen Berühmtheit erfreute — dessen Name in der Geschichte fortleben wird, wenn auch die Zeitperiode längst vorüber ist, in der er seine hervorragende Stelle eingenommen.

Am 22. Februar 1522 zu Leipzig geboren, wendete er sich, das Studium der Theologie aufgebend, der Rechtsgelehrsamkeit zu. Melanchton, so berichtet die Ueberlieferung, habe ihn zu diesem Entschlusse bestimmt und angerathen, der Beredsamkeit mit Fleiß obzuliegen, weil die Constellation der Gestirne bei seiner Geburt ihm auf dieser Bahn eine ruhmreiche Zukunft verheißen.

Die Prophetie sollte bald in Erfüllung gehen. Als Lehrer des römischen Rechts in Leipzig, und nachdem er die Doktorwürde daselbst erworben, verbreitete der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Redekunst sich weit über die Grenzen seiner Vaterstadt. Vergeblich war man bemüht, ihn an den kaiserlichen Hof zu ziehen; dagegen trat er im Jahre 1550 als Rath in die Dienste des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg.

Bald erwies Distelmeier auch in dieser seiner Stellung sich als ein prophetisch scharfsinniger, vorsichtiger und gerechter Staatsmann. Freimüthig gegen den Gebieter, war er gegen Untergebene

leutselig und freundlich; für alles Schöne und Edle begeistert, setzte er sich als höchstes Ziel des Strebens die geistige Erhebung seiner Mitbürger. Die Macht des Kurhauses durch Anschluß an den Kaiser und an Kursachsen zu vergrößern, Brandenburg in jenen bedenklichen Zeiten den Frieden zu sichern, war sein vom Glück begünstigtes Hauptbestreben.

Im Jahre 1558 zum Kanzler ernannt, war er auf den Reichstagen zu Worms und Frankfurt, wo Kaiser Karl V. die Regierung niederlegte, gegenwärtig.

In den verwickelten Magdeburgischen Händeln gelang es ihm, das Erzstift dem brandenburgischen Hause zu erhalten. Eben so erhielt dasselbe in den mannigfachen Verwirrungen während der letzten Jahre des Herzogs Albrecht von Preußen, durch D.'s Bestreben, die Mitbelehnung über dieses Land von der Krone Polens zugesichert. Das Unternehmen, von den kurfürstlichen Räthen und selbst vom Kurprinzen für zu kostspielig und weitaussehend gehalten, wurde indessen von Joachim II. mit besonderer Vorliebe und Energie gefördert, und so erfolgte denn nach dem Tode Herzog Albrechts (1568), bei der Belehnung des jungen Herzogs Albrecht Friedrich, vom Könige von Polen die gleichzeitige Mitbelehnung des Kurfürsten. Ein großartiges Freudenfest in Berlin sollte das Gelingen dieses Planes verherrlichen.

Am Morgen des 28. August 1569 verkündete das Geläut der Glocken und der Donner des großen Geschützes im Thiergarten (welcher sich damals bis in die Gegend des jetzigen Zeughauses erstreckte) den Beginn des Festes. Den feierlichen Zug eröffneten, vom Schlosse aus, die kurfürstlichen Reiter. Ihnen folgten, wie der Chronist Ferdinand Pusthius wörtlich berichtet: „aller Bürger Töchter in beyden Städten, mit angezogenen Badekitteln (weißen Gewändern) und zu Faltgeschlagenen (losgebundenen, wallenden) Haaren." Magistratspersonen mit dem Bürgermeister Thomas Mathias an der Spitze, der Landadel und die Geistlichen aus drei Meilen in der Runde folgten paarweis geordnet, letztere je

einen silbernen Kelch und Brotschaale in der Hand tragend. Dann kam der polnische Gesandte, Oberst von Nauzitz, mit dem Wappen des Herzogthums Preußen. Ihm schlossen sich an der Edle Gans von Putlitz und Joachim von Röbel; ersterer als brandenburgischer Erbmarschall das goldene Kurschwert, dieser eine weiße Fahne mit dem darauf gestickten märkischen Adler tragend.

Nun schritt der Kurfürst daher, „ganz in güldenem Stück, so mit Zobel eingefaßt war", ihm folgten sein Sohn Johann Georg und sein Enkel Joachim Friedrich nebst zahlreicher Begleitung. Zu dieser gehörten: Joachim von Bredow, Jakob von Armin, Franziskus de Chiramella, oberster Baumeister zu Spandau, und Dr. Bruchmann aus Frankfurt.

So begab der Zug sich nach der Domkirche, wo der Kanzler Distelmeier die Festrede in lateinischer Sprache hielt. Hierauf ließ der Kurfürst sich auf einen „erhabenen Catheder oder fürstlichen Stuhl nieder, welcher mit stattlichen seidenen Tüchern mancherlei Farben bedeckt und umhängt gewesen"; vollzog, nach einer „zierlichen Oration", an mehreren Personen den Ritterschlag und verlieh denselben, als Zeichen der neuen Würde, eine goldene Kette nebst Sammetgewand.

Auch Lamprecht Distelmeier wurde bei dieser Gelegenheit in den Ritterstand erhoben.

Vergegenwärtigen wir uns die Erscheinung dieses Mannes von würdigem Aeußern in der prächtigen Standes-Kleidung seiner Zeit, so trug er ein schwarzes, seidenes Wamms mit am Handgelenk eng zusammengebundenen Aermeln, das feine weiße Hemd vorn über das Ende derselben zurückgeschlagen. Den Hals umgab eine breite, in Falten gekniffte Krause; den Kopf bedeckte ein schwarzes Sammetkäppchen. Der Mantel von Sammet oder schwarzer Seide war mit kostbarem Pelzwerk besetzt; eine weite Pluderhose — nach glaubwürdigen Schriftstellern wurden zu einer solchen von reichen und vornehmen Bürgerssöhnen oft bis auf 130 Ellen

Zeug verwendet — vollendeten den Anzug. Dabei durfte, nach damaliger Sitte, ein Knebelbart nicht fehlen, während das lange, in der Mitte gescheitelte Haar fast bis auf die Schultern herabfiel.

Joachim II. verstarb am 3. Januar 1551, und sein Sohn Johann Georg entließ in Ungnade die vornehmsten Räthe, welche sich der Gunst des verstorbenen Fürsten erfreuten und ihre Pflicht wohl nicht im ganzen Umfange erfüllt haben mochten. Nur der Kanzler blieb im Amte, und widmete seine Thätigkeit nunmehr der Finanzverwaltung und der Polizei. Er beförderte die Gewerbe und bewirkte die Einwanderung der niederländischen Flüchtlinge, die ihres Glaubens wegen ihr Vaterland verließen. Dann leitete er 1575 die Unterhandlungen in Betreff der Belehnung des Kurfürsten mit Besekau und Storkau, begleitete Johann Georg nach Prag und Regensburg zum kaiserlichen Wahltage, und vermittelte 1577 die Vermählung seines Gebieters mit der Prinzessin Elisabeth von Anhalt.

Am 12. Oktober 1588, nach kurzem Krankenlager, endete der Tod das segensreiche Leben dieses berühmten Staatsmannes. An seiner Bahre hielt der Leibarzt Hildesheim in Gegenwart des Kurfürsten die Leichenrede, in welcher die Verdienste des Geschiedenen um das Kurhaus gepriesen wurden.

Seine umfangreiche, aus 1100 Fol.=, 800 Quart= und 1400 Oktavbänden bestehende Bibliothek erwarb im Jahre 1615 der Magistrat zu Halle für die dortige Marien=Bibliothek, und zwar für den Preis von 4200 Gulden.

Distelmeier, welcher zwei Töchter und einen Sohn als Nachfolger in seinem Amte hinterließ, bewohnte das heutige Polizei=Präsidialgebäude am Molkenmarkt Nr. 1 — ein Haus, in dem ein Stück Berliner Geschichte sich vor uns erhebt.

Der frühere Besitzer desselben war der Geheime Lehns=Sekretair und Legationsrath Joachims II., Erasmus Seydel, welcher bis zum Jahre 1530 im Dienste des Kurfürsten Moritz

von Sachsen stand. Später erwarb der Kurfürst das Gebäude gegen Ueberlassung des Dorfes Tegel (damals Ziegel genannt) mit allen Gerechtigkeiten, wie es der Bischof von Lebus bis zur Einführung der Reformation besessen, nebst Zahlung von 300 märkischen Gulden von seinem vorgenannten Rath.

III.
Hans Kohlhase.

Das Leben einzelner Menschen ist ein getreuer Spiegel ihrer Zeit; ihre Schicksale lassen uns tiefe Blicke thun in die Kämpfe und Wirren und Rechtsverhältnisse, die in ihrer alten Begründung oft als Karrikaturen unter der heutigen Sonne erscheinen!

Eine solche Persönlichkeit ist Hans Kohlhase, der vormals friedliche und angesehene Handelsmann zu Cöln, den seine Bildung weit über viele seiner Mitbürger emporhob; vor dem, als eigenmächtigen Rächer des ihm widerfahrenen Unrechts, das mächtige Kursachsen während einer sechsjährigen Befehdung erzitterte, bis der gefürchtete Widersacher unter der Hand des Henkers endete.

Findet nun auch die That der Gewalt keine Entschuldigung, so muß ihr doch, bei genauer Würdigung der obgewalteten Verhältnisse, eine mildere Beurtheilung zu Theil werden. Wo legale Behörden sich als incompetent zur Vollziehung der Gesetze erwiesen, wo der Arm der staatlichen Gerechtigkeit durch Umstände gelähmt worden, da mag es einigermaßen gerechtfertigt erscheinen, wenn der Unterdrückte selber die Vollstreckung der Gesetze in die Hand nahm —, wenn er sein eigner Richter ward.

So ist der Mann, den seine energisch durchgeführte Selbsthülfe schon bei Lebzeiten zum Helden des Volkes machte, die romantik-umflossene Persönlichkeit geblieben, wie sie Heinrich von Kleist in seiner, wenn auch nicht immer historisch getreuen, so doch keineswegs zu unterschätzenden Erzählung, v. Maltitz

und neuerdings auch Schenk in ihren Dramen zu verherrlichen gesucht. —

Im Volksmunde galt das Haus Fischerstraße Nr. 26/27 (Gasthof zum weißen Roß), vor seinem neuerdings erfolgten Umbau, als das Kohlhase'sche. Urkundlich hat sich diese Annahme indessen nicht begründen lassen, da auch die Schoßregister aus jener Zeit uns erst seit dem Jahre 1550 erhalten geblieben sind.

Am Abend des ersten Oktober 1532 machte Kohlhase, welcher, wie Dr. Burkhardt in seiner zum größten Theil aus den Akten des Sachsen-Ernestinischen Archivs zusammengestellten Geschichte desselben anführt, nach Leipzig zur Messe ziehen wollte — wohin er seine aus Honig, Speck und Heringen bestehenden Waaren vorausgeschickt hatte, — vor der Schenke des Dorfes Wollaune, unweit der Stadt Düben in Sachsen, halt. Haftitz führt dagegen an, daß Kohlhase ein Handelsmann gewesen sei, der sonderlich mit Vieh gehandelt und schöne Pferde nach Sachsen geführt habe, um dieselben dort zu verkaufen. Darin aber stimmen Beide überein, und auch Menz erzählt diese Umstände im Leben Johann Friedrichs, daß Kohlhase von dem Untersassen des dasigen Gutsherrn, Junker Günther von Zaschwitz, auf dessen Befehl angehalten worden sei, um sich über den Erwerb der beiden „Klepper" auszuweisen, die er mit sich führte. Vergebens betheuerte Kohlhase, daß sie sein Eigenthum seien; Jene behaupteten, er habe sie gestohlen, und nahmen ihm dieselben mit Gewalt weg. Kohlhase mußte der Uebermacht weichen, während man die beiden Pferde in den Stall des Richters brachte, woselbst sie so lange verbleiben sollten, bis er genügende Beweise über ihren rechtlichen Erwerb beigebracht haben würde.

Kohlhase klagte seinen Unfall dem Kurfürsten Joachim I., dem er persönlich bekannt war, der ihn achtete und schätzte. Joachim sowohl, als auch sein Sohn, der Kurprinz, schilderten ihn in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich als redlichen, unverdächtigen Mann und ersuchten den Fürsten,

ihm zur Wiedererlangung seines Eigenthums behülflich zu sein. Günther von Zaschwitz erhielt nunmehr den Befehl, die Pferde herauszugeben, doch waren diese inzwischen durch anstrengende Feldarbeit so heruntergekommen, daß Kohlhase nicht nur die Annahme, gegen Entrichtung des Futtergeldes im Betrage von sechs Groschen, verweigerte, sondern vielmehr die Bezahlung derselben verlangte.

Mit schnöden Worten abgewiesen, ging er nach Düben und verklagte Zaschwitz bei dem kursächsischen Hauptmann Bastian von Kötteritz. Hier kam am 13. Mai 1533 ein Rechtstag zu Stande. Kohlhase forderte auf demselben die Zurücknahme der Beschuldigung, daß die Pferde gestohlen seien, Erstattung des doppelten Werthes derselben und 150 Gulden Entschädigung für den Verlust, den er durch verspätetes Eintreffen auf der Leipziger Messe erlitten haben wollte. Der Junker dagegen wies die Ansprüche seines Gegners als ungerechtfertigt zurück, und blieb bei seiner Forderung von zwölf Gulden Futtergeld stehen. Auf die Vorstellungen des Hauptmannes nahm Kohlhase endlich die abgetriebenen Pferde unter dem Vorbehalt zurück, daß seine weiteren Forderungen demnächst beim Amte Wittenberg zur Geltung gebracht werden sollten.

Nun ruhte die Angelegenheit bis zum 25. Juli, an welchem Tage Kohlhase dieselbe bei dem sächsischen Kurfürsten von Neuem anregte. Der Landvogt zu Wittenberg, Hans Metzsch, erhielt hierauf den Befehl, eine Ausgleichung zwischen den Parteien herbeizuführen. Zwar gelang es diesem, Kohlhase zu einem Herabgehen seiner Entschädigungsforderung bis auf vier Gulden zu vermögen, doch scheiterten alle Bemühungen, den Junker auf gütlichem Wege zu einer Ehrenerklärung zu bewegen; und den Herrn von Adel zu zwingen, wagte der Beamte des Kurfürsten nicht.

Noch einmal, am 15. Februar 1534, erschien der schwer Gekränkte bei dem Landvogt, dessen inzwischen fortgesetzte Bemühungen jedoch ohne Erfolg geblieben waren.

Bis dahin hatte Kohlhase seinen ruhigen, gesetzmäßigen Sinn

bekundet, mit dem er damals eher den Ausnahmen, als der Regel angehörte. Mitten durch den Schmerz — sagt v. Kleist so bezeichnend, — die Welt in einer so ungeheueren Unordnung zu erblicken, zuckte die innere Zufriedenheit empor, seine eigne Brust in Ordnung zu sehen. — Da ihm aber schließlich jede Hoffnung benommen schien, auf friedlichem Wege sein Recht zu erlangen, so nahm er selbst die Vollstreckung der Gesetze in die Hand, und dem nun beginnenden Vorspiel des blutigen Drama's folgten bald andere, grauenvollere Scenen.

Zunächst richtete Kohlhase an den sächsischen Landvogt und Hauptmann zu Wittenberg, Hans Metzsch, seinen berühmten Absagebrief, datirt vom Tage „Schlagzu". Nach einer Darstellung des erlittenen Unrechts, schließt derselbe mit den Worten:

> „Weil ich nun nichts mehr als meinen Leib und mein Leben vorzusetzen habe, so will sich gebühren, daß ich meine Ehre und meinen Glimpf, wie das einen Ehrliebenden zusteht, zur Nothdurft vertheidige. Ich will aller Welt List und Behendigkeit gebrauchen, will sein Gottes und aller Welt Freund, allein Günther von Zaschwitz und dem Lande zu Sachsen abgesagter Feind; wo ich sie bekomme, an Händen und Füßen lähmen, auch rauben und brennen, sie hinwegführen und schatzen, bis mir Günther von Zaschwitz Abtrag thut und meinen Schaden, so ich allenthalben darüber genommen, zur Billigkeit erstattet."

Um diesen Entschluß und dessen Ausführung begreifen zu können, ist es nöthig, einen Blick auf die damaligen Zeitverhältnisse zu werfen.

Das Fehderecht — eine Folge der heillosen Verwirrung und Anarchie, die vom 12. Jahrhundert an in Deutschland herrschte, — war zwar auf dem Reichstage von 1395 durch den ewigen Landfrieden aufgehoben; aber das bekannte Sprüchwort: „Traue dem Landfrieden nicht," sagt deutlich genug,

daß das Fehdewesen nicht so bald zu Ende gewesen, und der „ewige“ Landfrieden wurde denn auch in der Folge vielfach wieder eingeschärft. Geschah doch auch Nichts, was die Selbsthülfe entbehrlich gemacht hätte; war doch die Wirksamkeit der Gerichte so schlaff, die Polizei so mangelhaft, daß oft die größten Verbrechen ungestraft begangen wurden! Selbst in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gelangte der Verletzte selten zu seinem Rechte. Kein Wunder daher, wenn das Fehderecht zu dem zügellosesten Faustrecht ausartete, und namentlich von dem kriegerischen Adel (den Raubrittern) zu den brutalsten Räubereien benutzt wurde. Aber auch der Mittelstand betheiligte sich an dieser Rechtsunsicherheit und das Unwesen nahm so sehr überhand, daß man selbst die Absagebriefe, durch welche die Fehde oder Selbsthülfe angekündigt ward, als überflüssig betrachtete und Todtschlag, Raub und Ueberfall zu den alltäglichen Erscheinungen gehörten.

Um diesen Gewaltthaten im Lande Schranken zu setzen, ergingen auf dem vom Kurfürsten Joachim I. im April 1526 zu Spandau abgehaltenen Landtag strenge Verordnungen gegen die „täglichen Todschläge, durch den Adel und Andere verübt, die einander ungewarnt schlagen und fangen, und Recht verweigern. Die muthwilligen Fehden und gewaltigen Uebungen, welche oft durch den gemeinen Mann übernommen werden, soll man — wie es in der Verordnung ferner heißt — mit Ernst unterdrücken. Keiner aber, der wegen obiger Verbrechen verfestet worden ist, soll in der Mark gehauset, gesegnet, gespeiset oder getränket, noch ihm irgend eine Hülfe geleistet werden, wenn die, welche es thun, nicht gleich dem Thäter bestraft sein wollen.“

Dennoch hielt es ungemein schwer, bei dem Mangel einer bewaffneten Macht diesen Anordnungen Nachdruck zu geben. —

Wie ein Dämon der Rache daherfahrend, begann Kohlhase mit einer Anzahl verwegner und berittener Gesellen — ein zweiter Götz von Berlichingen — seinen Fehdezug in der zu jener Zeit üblichen Weise. Plündernd und brandschatzend suchte er die kur-

sächsischen Dörfer längs der Grenze des märkischen und des zu Magdeburg gehörigen Gebietes heim, und zog sich, wenn er verfolgt wurde, in die dichten, umfangreichen Forsten längs der Grenzen des Landes Zossen und der Lausitz zurück. Am 9. und 10. April 1534 entstanden Feuersbrünste in Wittenberg und in dem Dorfe Schützberg; bald darauf ward das Städtchen Zahna ein Raub der Flammen.

Die ungewöhnliche List und Geistesgegenwart, mit der Kohlhase die Anschläge seiner Gegner vernichtete und sich aus den schwierigsten Lagen zu befreien wußte, erwarben ihm den Ruf eines Schwarzkünstlers; er ward der bewunderte Held des Volkes, und dadurch so sicher gemacht, daß er sich an immer größere und keckere Unternehmungen wagte.

In dieser, für den Kurfürsten von Sachsen so schwierigen Lage kam es diesem sehr gelegen, daß sein Vasall, Eustachius v. Schlieben, Herr auf Vetschau und Seese, welcher zugleich kurbrandenburgischer Rath und Hauptmann des Landes Zossen war, sich zu einem friedlichen Austrag der Sache erbot. Er hatte Kohlhase bei seiner öfteren Anwesenheit in Berlin persönlich kennen gelernt, und wirklich gelang es ihm, diesen nach längeren Unterhandlungen zur Einstellung der Fehde zu bewegen, indem er ihm rechtliche Hülfe gegen den v. Zaschwitz und dessen Helfershelfer Selbitz, so wie Genugthuung von sächsischer Seite versprach. Kurfürst Johann Friedrich sagte ihm dagegen das verlangte Geleit unter der Bedingung zu, daß er sich von dem Verdacht reinige, die Brände in Wittenberg veranlaßt zu haben.

So ward denn am 6. Dezember ein neuer Rechtstag in Jüterbogk abgehalten. Kohlhase erschien mit einem zahlreichen Gefolge, leistete den geforderten Reinigungseid, und ließ durch seinen Anwalt, den Magister Johann Gentzke, gegen die Familie des inzwischen verstorbenen Junkers v. Zaschwitz nochmals Schadenersatz geltend machen. Der Rechtsbeistand des Letzteren, Dr. Scheffel aus Leipzig, suchte dagegen alle Schuld auf den

Starrsinn des Klägers zu wälzen, und dessen Ansprüche mit dem Absterben des eigentlichen Beklagten als erloschen zu bezeichnen. Dieser Ansicht traten die Richter indessen nicht bei, und so gelang es denn endlich, am 7. Dezember eine Verständigung herbeizuführen. Kohlhase erhielt auf seine Forderung von 1200 Gulden von der Gegenpartei die Hälfte zugestanden, deren Abführung bis Neujahr erfolgen sollte; die Bauern aus Wellaune widerriefen feierlich jene ehrenrühreriscen Worte vom 1. Oktober 1532, und Kohlhase unterzeichnete einen Revers, worin er die Fehde einzustellen gelobte. Eustach v. Schlieben verschaffte ihm dagegen von dem Kurfürsten Joachim I. und dessen Bruder, dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg, sicheres Geleit, damit er sich in der Mark sowohl, als auch in dem Lande Jüterbogk ungefährdet aufhalten und seinen Geschäften nachgehen könnte.

Inzwischen hatten jedoch die Wittwe des Junkers und deren Anwalt wegen der Abfindung, als eine ihnen zu ungünstige, bei dem sächsischen Kurfürsten Beschwerde erhoben, und dieser selbst that entschieden Einspruch, indem er seinen Richtern keinerlei Instructionen dazu ertheilt haben wollte. Die Räthe, welche das Jüterbogker Abkommen geschlossen, beeilten sich denn auch, in einem Entschuldigungsschreiben zu bekennen, „wie es ihnen gebühre, unterthänigst zu bitten, all' ihre Handlung ihrem Unverstande beimessen zu wollen.“ Auf kurfürstlichen Befehl mußten sie Kohlhase schreiben, daß ihr Herr und Gebieter das Abkommen für null und nichtig ansehe.

Dieser, abermals vom Boden des Rechts hinweg gestoßen, schritt gleichwohl nicht zu Gewaltthätigkeiten. Ruhig lebte er seinen Geschäften, während Sachsen auf ihn fahnden ließ und einen Preis auf seine Einbringung setzte. Luthers Antwort vom 8. Dezember, auf seinen Brief vor dem Jüterbogker Rechtstag, worin er diesen um Rath befragt, scheint nicht ohne Einfluß auf Kohlhase gewesen zu sein. Der Gottesmann hatte ihm gerathen, „Frieden anzunehmen, den Teufel nicht zu Gevatter zu bitten, sich

seinen Schaden als von Gott geschickt sein lassen und es um seinetwillen zu verbeißen."

Erst nachdem man alle in- und außerhalb des sächsischen Kurfürstenthums begangene FreveltHaten ihm zuschrieb, als man bis nach Posen hin Leute zu seiner Aufbringung warb, erwachte der alte Groll in ihm, doch machte sich derselbe nur in Drohungen und Neckereien Luft. So ängstigte Kohlhase am 14. März 1535 Wittenberger Bürger in einer Schenke zu Jüterbogk damit, daß er „seine Feuerpfeile in den Tisch schoß, ihnen die Hände abhauen, Katzen mit Pulver und Pech polstern und damit die Lochauer Haide in Brand stecken wollte." Nachdem er dann wieder eingelenkt und mit den Bürgern weidlich gezecht, händigte er ihnen ein Kartenblatt mit einem unfreundlichen Gruß an den Bürgermeister von Wittenberg ein.

Noch immer behielt sein gesetzmäßiger Sinn die Oberhand im Kampfe mit berechtigtem Verdruß; endlich aber erlag er den Einflüsterungen seines bösen Geistes und dem Andringen seiner Verwandten. Hatte ihm doch selbst der eigene Vater im Kruge zu Tempelhagen zugerufen: „Wenn's mich anginge, so sollte der Edelmann das stete Uebel bestehen!"

Am 26. Mai 1535 begann Kohlhase die Fehde von Neuem, indem er mit acht seiner Genossen in die Mühle zu Gommiz eindrang, den Besitzer derselben verwundete und beraubte, und das Gebäude in Asche legte.

Die Kunde von dieser That verbreitete neuen Schrecken im Lande. Man wandte sich an den Kurfürsten von Brandenburg, jedoch ohne Erfolg; ja dieser ersuchte sogar den Wittenberger Landvogt, ihn mit dergleichen Queruleien zu verschonen. Das Verhalten Joachims I. läßt sich aus der Spannung erklären, in welcher beide Höfe mit einander lebten — hervorgerufen durch die von dem sächsischen Kurfürsten begünstigte Reformation Luthers. Dazu hatte sich die Gemahlin Joachims, eine Anhängerin der neuen Lehre, nach Sachsen geflüchtet und im Schlosse Lichtenburg freund-

liche Aufnahme gefunden. So mag denn auch die Meinung eine berechtigte gewesen sein, daß der Kurfürst die Fehde Kohlhase's gegen Sachsen nicht ungern gesehen habe.

Von Neuem wurden sächsischer Seits Verhandlungen mit den Zaschwitz'schen Erben eingeleitet, die jedoch zu keinem günstigen Resultat führten. Inzwischen hatte Joachim II. die Regierung angetreten, und nach gegenseitigem Uebereinkommen sollte nun der Streit auf einem neuen Rechtstage in Jüterbogk durch gemeinschaftlich zu deputirende Räthe beigelegt werden. Kohlhase, dazu eingeladen, erschien mit einem stattlichen Gefolge und vierzig Pferden, um durch seine äußere Erscheinung zu imponiren.

Wiederum blieben die Verhandlungen erfolglos — man trennte sich auf beiden Seiten; und da auch die erneuerten Gesuche, welche Kohlhase auf dem Zerbster Rechtstage, zu Anfang 1538 einreichen ließ, nichts fruchteten, so zerschlugen sich die Aussichten auf eine friedliche Lösung völlig.

Noch zögerte Kohlhase mehrere Monate, seine Fehde wieder aufzunehmen; als aber Nichts geschah, ließ er den sächsischen Räthen und dem Kurfürsten Joachim die Geleitsbriefe zurückstellen — letzterem mit dem Ansuchen, sich nicht über ihn zu erbittern. Dann begann er seinen Rachezug mit voller Energie.

Die sächsischen Behörden hatten ihrerseits ein wachsames Auge auf alle Verdächtige, in denen sie Mitglieder der Kohlhase'schen Bande zu erkennen glaubten. So wurden zwei Schneidergesellen, welche zu Jänickendorf in der Scheune eines Bauern übernachteten, ergriffen, auf die Folter gelegt und, nachdem ihnen das gewünschte Bekenntniß erpreßt, am 7. Juni 1538 bei dem Kloster Zinna durch das Rad hingerichtet. Kohlhase verweilte zu Jüterbogk; in der Nacht ritt er mit dreien seiner Genossen nach der Richtstätte, ließ die Pfähle mit den Rädern umhauen, die Körper der Hingerichteten abnehmen und, die Räder den Berg hinabrollen. An einen der Stiele des Galgens aber heftete er einen Zettel mit der Inschrift: „O filii hominum, si vultis judicare, recte ju-

dicate, ne judicemini." („O Menschenkinder, wenn ihr richten wollt, richtet gerecht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.")

„Diesen Zettel", berichtet Haftitz als Augenzeuge*), „haben wir am Pfingstabend, als wir unsern Präceptoren, dem alten Gebrauch nach, Maien holen wollten, gefunden, herabgenommen und ich hab' ihn selbst in das Kloster getragen und dem Abte überantwortet, denn es war damals der gar böse Gebrauch im Kloster, wenn Einer daselbst gerichtet wurde, so mußte in allen zum Kloster gehörigen Dörfern jeder Hufner 1 Groschen, und ein Kossäte 6 Pfennige geben." Um dieses Geldes willen, versichert Haftitz, das aus allen Klosterdörfern eine beträchtliche Summe betragen, habe er Manchen daselbst richten sehen, dem zu viel geschehen sei. Die Reformation schaffte auch diesen Mißbrauch ab.

Kohlhase, so ging damals das Gerücht, habe die Körper der beiden Hingerichteten, nebst einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, in einen Kasten gelegt und einem vornehmen Wittenberger Bürger, im Namen eines wohlbekannten Kaufmannes mit dem Auftrage übersandt, ihn bis zu dessen Ankunft in Verwahrung zu nehmen. Natürlich habe man sich schon nach einigen Tagen genöthigt gesehen, den Kasten zu öffnen, und sei dann das Schreiben an den Kurfürsten eingesandt worden.

Im Juli 1538 brach Kohlhase mit seinen Leuten nach der Herrschaft Storkow auf, welche dem Bischof von Lebus gehörte. Er hatte Nachricht erhalten, daß der bei dem sächsischen Kurfürsten in besonderem Ansehen stehende Wittenberger Seidenkrämer Georg Reiche mit seiner Frau auf der Heimkehr von der Frankfurter Messe begriffen sei, und beschloß, ihn gefangen zu nehmen und

*) Zwar aus Berlin stammend, besuchte er bis zum Jahre 1545 die Schule zu Pirna und studirte dann auf der Frankfurter Universität, wo er die Magisterwürde erlangte. 1578 hatte er 25 Jahre dem Magistrat an beiden Schulen zu Berlin und Cöln seine Dienste geleistet, war dann als Rektor seines Amtes entlassen worden und beschäftigte sich seitdem mit Schriftstellerei.

als Geißel mit sich hinwegzuführen. Reiche schien von dem Anschlage Kenntniß erhalten zu haben, denn er beschleunigte seine Reise, ohne indessen der Gefahr zu entrinnen. Unweit Zahna ward er (am 23. Juli) von seinen Verfolgern erreicht; sie entleerten die Waarenkisten ihres Inhaltes, Kohlhase zog der Frau die Ringe von den Fingern und händigte ihr einen Fehdebrief ein, worin er sich als der Stadt Wittenberg und des ganzen Landes Feind ankündigte. So schickte er sie mit ihrem Fuhrwerk heim, während Reiche durch die dichten Kiefernwälder der Herrschaft Storkow nach dem Schmöckwitzer Werder, zwischen den Dörfern Schmöckwitz und Mernsdorf, südöstlich von Köpenick, entführt ward. Hier, an einer abgelegenen und von dichter Waldung umgebenen Erdvertiefung lagerte die Gesellschaft, den Gefangenen in ihrer Mitte bewachend.

Kohlhase's Aufenthalt konnte indessen, da man Lebensmittel bedurfte, nicht ganz verschwiegen bleiben; und so richteten denn die in Berlin wohnhaften Freunde und Verwandte des Reiche, nachdem die Kunde von seiner Gefangennehmung auch hierher gedrungen war, unterm 29. Juli folgendes Bittgesuch an Kohlhase:

> „Gutter freundt. Nachdem an unserm Schwager vnd guttem freundt Jorgen Reichen die Niederlag sich zugetragen, welches vns dan getrewlich vnd der vorwandnis nach von hertzen leid, auch zu dem, dem armen gefangenen unsern Schwager vnd freunde, dieselbig sampt der hinwegfürung, nicht allein zu versäumnis seines Handels an besuchung fürstehender Merckte, sondern auch weil er mit schulden behafft, die whare vf seinen glauben zu sich bracht, zu endlichem verderb vnd vngedeien gereichen wil, welches vns neben Jme fast kümmerlich, so auch allbereit alles was vorhanden, von den glaubigern arressiret vnd behemmet ist. Vnd weil er dann die straßen in den Marcken zu Brandenburg, mit Haltung der Merckte gebauwet, vnd stracks aus

dem Churfürstenthume sich anheimisch gewendet, mocht vnser gnedigster herr, weil ir in seiner Churfürstlichen gnaden vorgleitung ein Zeit lang vnd biß daher gewesen, daß solch Niederwerffen, vf der reisen aus seiner Churfürstlichen gnaden landen geschehen, sovil eher, in vngnaden gein auch bewogen werden. Nachdem aber als obstet der arm Jorge Reich mit merclichen schulden behafftet, vnd Ir die Barschaft, so er vf gehaltenen Merkten erkaufft, bei Imme funden vnd bekommen, auch vber das von Ime nichts Weiteres zu schatzen ist, bitten wir gantz dienstlich, Ir wollet daran ersettig sein, vnd sein person aus der gefengnus erledigen, damit er mit der whenigen whar, so noch vorhanden, sein narung wiederumb treiben, vnd sich etwas zu seinem vnd seines armen weibs vnthalt einrichten, vnd mit den glaubigern widerumb vereinigen moge. Wo ir aber solches Zuthun nicht bedacht, so wollet vns doch vorstendigen, vf was wege mit Burgschaft oder sonst wie Irs mit Ime haben vnd halten wollet, daß man zu seiner freyhung kommen mocht, vnd bitten gar fleißig, Ir wollet dannoch mitler Zeit in ansehung seines zimblich betagten Alters vnd gelegenheit Ime mit hartter gefenglicher haltung, oder das Ime an leibs gesundheit schaden bringen mocht, nicht beschweren, welches wir hier widerumb auch zu uordienen nicht vnterlassen wollen. Datum am Montag nach Jacobi Anno XXXVIII.

An Hansen kohlhasen vnserm guttem
freunde. Die freuntschaft Jorg Reichen."

Zugleich richtete Georg Weinleb, der damals kurfürstliche Secretair und spätere Kanzler, ein Schwager des Georg Reiche, einen Trostbrief an diesen, worin er ihn bat, Geduld zu haben und auf Gott den Allmächtigen zu vertrauen, der es zum Besseren kehren werde. Zugleich forderte er ihn auf, die Bedingungen nach

Cöln zu schreiben, unter denen man ihm seine Freiheit wieder verschaffen könnte.

Kohlhase erwiederte Folgendes:

„Günstig gute Freunde! Daß sich die Niederlage an Eurem Freunde zugetragen hat, das habe ich vernommen. Ich hätte wohl einen Stattlichern fangen sollen, er ist mir aber zur Zeit nicht gekommen. Daß ich ihn aber aus des Kurfürsten von Mainz, meines gnädigen Herrn Lande,*) erkundschaftet, und im Kurfürstenthum Sachsen, eine Meile von Zahna, gefangen genommen, kann ich streng beweisen, denn ich bin mein Lebtag nicht willens gewesen, in der Mark zu Brandenburg auf Diejenigen, welche die Straßen bereisen, Kundschaft zu legen, und wird mir auch mein gnädiger Herr, der Kurfürst zu Brandenburg deshalb, hoffe ich, keine Ungnade zu werfen. Ich habe mich auch zeitig genug mit Uebergebung des kurfürstlichen Geleits bewahret, es haben es aber die Befehlshaber, meines gnädigen Herrn Statthalter und Räthe, von meinem Weibe nicht annehmen wollen, um es ihrer kurfürstlichen Gnaden schleunig zuzuschicken. Daß ich aber, Euerm Begehren nach, mit der Baarschaft, so ich bei ihm gefunden, für dies Mal zufrieden sein, und ihn dem Gefängniß losgebe, habt ihr zu bedenken, daß das mit Nichten geschehen kann. Es ist kaum ein Morgenbrod gegen meine große erlittenen Schäden. Aber dafür sollt Ihr's achten: ich habe ihn deshalb aufgehoben, daß durch ihn meine Sache ohne weitere Rechtfertigung zu Vertrag und Sühne kommen soll, hoffe auch, so viel Ihr mir nach Euerm Schreiben freundlich zugethan seid, Ihr werdet solch' sein Schreiben, daß es geschehen, an die Orte mit Eurer Fürbitte auf's Schleu-

*) des Erzbischofs Albert von Magdeburg.

nigste gelangen lassen, daß sich die Händel in der Güte ergeben, und mir gänzliche Wiedererstattung erfolge, sonst weiß ich ihn zur Zeit noch keiner Gefängniß los zu lassen, außerdem steht dies nicht allein in meiner Macht. Derhalben wendet allen möglichen Fleiß an, daß ich auch bald Antwort erlange. Euerm Begehren nach will ich ihn mit gelindem Gefängniß, aber wohl bewahren, also, daß er uns nicht entlaufe. Hiermit Gott befohlen.

Datum Mittwoch Afra. Ich will's. H. Kohlhase.

Inzwischen hatten der Landvogt, Hans Metsch, und der Wittenberger Rath an den Landvogt der Niederlausitz, Heinrich Tunkel, den Vorgang gemeldet und ihn aufgefordert, Alles anzuwenden, um den „muthwilligen Feind ohne Treu und Glauben" zur Haft zu bringen und Sorge zu tragen, daß Georg Reich wieder auf freien Fuß gesetzt würde. Tunkel machte unterm 26. Juli dem Bischof von Lebus Mittheilung hiervon, damit dieser den Landbeschädiger, von dem er glaubte, daß er sich in seine Herrschaft gezogen, im Namen des Kaisers, seines Herrn, und zur Erhaltung guter Nachbarschaft mit Sachsen, weder hause noch fördere.

Auch der Kurfürst von Sachsen erließ unterm 3. August 1538, von Salzungen aus, ein Schreiben an Tunkel, das in der Kürze den Hergang der Kohlhase'schen Fehde schilderte und auf dessen Verhaftung im Betretungsfalle drang.

Die Maßnahmen des Landvogtes hatten indeß keinen Erfolg, trotzdem Joachim II. es jetzt wenigstens geschehen ließ, daß Kohlhase auch auf brandenburgischem Gebiet von den streifenden Rotten der Sachsen verfolgt wurde.

Dagegen gelang es den Besitzern der rings um den Friedersdorfer Forst gelegenen Dörfer Wernsdorf, Hartensdorf, Spreenhagen und Markgrafspieske, den Gebrüdern Christoph und Wolf v. Birkholz, mit Hülfe des Küsters der letztgenannten Ortschaft, den Versteck Kohlhase's auszukundschaften. Aber schwerlich würden

sie sich an den gefürchteten Mann gewagt haben, wenn nicht der Küster die gleichzeitige Nachricht gebracht hätte, Kohlhase sei im Besitze von tausend Gulden, die er auf dem Werder bei sich führe. Am 11. August (Sonntags) Abends brachen sie mit Jakob von Bredow, an der Spitze einer ansehnlichen Schaar, auf und setzten gegen Morgen in einem Kahn nach der Insel über. Es entspann sich ein hartnäckiger Kampf, in welchem der Angegriffene der Uebermacht unterliegen mußte. Nur mit Mühe gelang es ihm, aus dem Handgemenge zu entrinnen, sich in den am Ufer befindlichen Kahn zu stürzen und so das jenseitige Ufer zu erreichen. Auch seine Genossen entkamen bis auf Einen: Stephan Muckbart; ihn nahmen die Gebrüder Birkholz nebst dem Georg Reiche mit sich nach Markgrafspieske. Ersterer wurde an die dem Bischof von Lebus zuständigen Gerichte von Storkow abgeliefert, Georg Reiche sollte dagegen so lange in ihrer Verwahrung bleiben, bis er ihnen ein Lösegeld von 500 Gulden eingebracht haben würde.

Der Bischof Georg von Lebus, Landesherr der Gebrüder Birkholz, war gerade in Berlin anwesend, als diese ihm den Vorgang melden ließen. Er machte unterm 13. August dem Vogt der Niederlausitz, v. Tunkel, Mittheilung hiervon und befahl den Birkholzen, ihren Gefangenen unter keinen Umständen herauszugeben.

Sofort sandte Tunkel seinen Schösser zum Kurfürsten nach Berlin, um mit diesem, als obersten Landesherrn des Bisthums Lebus, wegen der Angelegenheit zu verhandeln; gleichzeitig hatte er auch eine Unterredung mit dem Bischof Georg, deren Zweck die Vernehmung des Kohlhase'schen Knechtes, unter Anwendung der Tortur, war. Der geistliche Herr machte indessen Schwierigkeiten; einmal war er als Katholik den Sachsen ohnehin nicht sehr geneigt, und sodann hielt er es auch als Kleriker nachtheilig für seinen Ruhm, eine peinliche Befragung zu gestatten. Im Uebrigen stand er mit seiner rechtlichen Ueberzeugung auf Seiten des Kohlhase, der acht Tage zuvor, auf seiner Flucht, bei ihm gewesen und das ganze Sachverhältniß dargelegt hatte.

Nunmehr übersandte Kohlhase dem Wolf von Birkholz einen Absagebrief, der den Mann und seine Zeit charakterisirt und zugleich wegen des muthwilligen Humors bemerkenswerth ist, in den der Aerger des Verfassers über seine verletzte Ehre umschlägt:

„Meinen unwilligen Dienst früh und spät mit allem Fleiß, so mir und dem ganzen Haufen möglich ist, zu thun, allezeit zuvor. Wolf Birkholz! Der Verkäufer, der bei dir vor zween Tagen zu Wernsdorf im Kruge gesessen, ist mir begegnet, und hat Bericht gethan, wie Du Dich über meinen jetzigen zugefügten Schaden, so mir durch dich und die deinigen, auch durch des Verräthers, deines Küsters von Pieske, Kundschaft beigebracht, mächtig glorirest, als hättest du einen schönen Triumph zu Wege gebracht, und dich, als du die Larve begossen, und das Gerstenpanzer angezogen, hören lassen: ich hätte dir deinen schwarzen Rock und deine Schuhe gestohlen, und sie wie ein Dieb enttragen, und überdies viel andere üppige und spitzige Schmähworte vorgebracht, mir Ehre und Glimpf zu verkleinern. Insonderheit hast du gesagt: du hättest nicht vermeint, daß ich so ein Schelm und Bösewicht wäre, daß ich mich selb fünfe von dir hätte sollen jagen lassen 2c., welches du wohl anders weißt. Auch habest du gesagt: ich hätte an dem gefangenen Georg Reiche gehandelt, wie ein Schelm, und an seinem Weibe desgleichen, hätte ihr selbst die Brüste hervorgezogen und abschneiden wollen, und ihn hätte ich mit Händen und Füßen wie ein Biest zusammengespannt, alle Tage liegen lassen, und ihm zum großen Spott so er das Essen begehrt, das Brod auf ein spitziges Messer gesteckt, und wenn er danach greifen wollen, ihn mit dem Rücken vom Messer auf die Fäuste geschlagen. Dies Alles lügst du, wie ein ehrloser verlogener Dieb und Bösewicht. Der Gefangene hat dir unbezweifelt wohl anders berichtet, oder du hast, mich zu verkleinern, aus deinem eigenen Kopf erdichtet. Ich habe solches seinem Weibe mein Lebtage nicht angemuthet, auch habe ich ihn gehalten, wie es sich in solchem Falle gehört, einen Gefangenen zu halten, und habe ihm ohne dies mehr Willen be-

zeigt, denn ich ihm zu thun schuldig und pflichtig. Du hast auch gesagt, du habest einen Hasen aus dem Busche gejagt, hättest du denselben ergriffen, er sollte dir wohl etliche tausend Gulden gegolten haben, du wolltest deinem gnädigen Herrn alle Tage mit zween Pferden auf der Streu gehalten, dienen. Ich hätte aber nicht vermeint, daß du so ein Bluthund gewesen, welcher wohl um's Geld einen guten Gesellen sollte auf's Kreuz opfern, gleich wie der Apostel Judas that. Ich hätte vermeint, du wärest ein ehrlicher, hochkundiger Mann gewesen von Adel. So willst du nun mit solchen Schelmstücken umgehen. Solche Stücke gehörten wohl andern Leuten zu, und nicht dir. Weil Du aber Dich derselbigen annimmst, so bist du auch so gut dazu als ein Anderer. Es gefällt mir auch fürwahr selbst nicht übel, daß Du den Hasen gejaget; Du hast ihn aber noch nicht gefangen! Merk' eben hierauf, und bedenk' es wohl, denn Jagen und Fangen ist zweierlei. Du weißt auch wohl, daß Hasenfleisch Wildpret ist; so lässest du dich dies Jahr wohl noch an Kuhfleisch genügen. Wo du dich aber sammt deinen Brüdern mit dem Hasen nicht vertraget, und seinen Knecht Stephan Muckbart des Gefängnisses nicht ohne irgend eine Versehrung seines Leibes erledigest und los machest, und mir meinen Gefangenen George Reiche, Angesicht dieses Briefes auf jetzt Dato mit zu erstattendem Schadenersatz, so ich ihn fordere, nicht schaffest, so sollst Du es wissen: der Hase wird Dir und alle den Deinen den Kohl mit den Strünken abfressen, daß Ihr den Winter kaum welke Rüben werdet zum Kochen behalten. Ich bitte Dich, Du wolltest mir doch einen Beichtpfennig von den tausend Gulden, so du auf dem Werder zu finden vermeintest, um welcher willen Du mir so mein Herz zu stehlen eingefallen bist, auch von den fünfhundert Gulden, so Dir mein Gefangener, wie Du Dich dann hast hören lassen, zur Beschatzung geben soll, schenken. Sieh' aber wohl zu, daß Dir's nicht entfalle, halte es in harter Verwahrung; ich meine — wenn Du es kriegen thust. Du hast auch gesagt: Du willst Stephan Muckbart in Kurzem auf die Armbrust (ein

Folter=Instrument) bringen, und eine Spanne länger machen, denn er ist; er soll dir wohl bekennen müssen, an welchem Ort auf dem Werder das Geld vergraben ist. Ja, so Du suchest, wirst Du fürwahr finden. Ich meine aber, Sankt Johannis Dreck ist heilig, den behalte Dir zur Beute alleine. Ich aber sage Dies bei Ja und Nein: bringest Du Muckbart auf die Armbrust, so sollst Du oder die Deinen mir nicht entgehen, es stehe lang oder kurz an; Ich will Euer Einen, so Gott will, erschleichen, und will Euch wieder auf die Lyren bringen; ich will Euch lyren, die Sehnen sollen Euch im Leibe knarren und schnarren ohne alle Barmherzigkeit. Hierauf schicke Dich nun gar eben. Heißest Du Birkholz, so heiße ich Kohl; heißest Du der schnöde, grimmige Wolf, so heiße ich Hase. Es gilt hie?! Laß sehen, welcher unter uns Beiden am schnellsten ist. Hierauf hast Du die erste Morgengabe; nimm fürlieb, auf eine andere Zeit will ich Dir's bessern, will's Gott, Amen. Schicke mir zu Forst in den Gasthof bei dem Markte eine schriftliche Antwort, mich darnach zu richten, eilends, oder ich komme bald wieder.

Datum, Sonnabend nach Sankt Laurentii 38.

Dein unwilliger Kohl und Hase."

Da die sächsischen Räthe den noch immer gefangen gehaltenen Reiche nicht zurück erhalten konnten, auch das peinliche Verhör des Knechtes standhaft verweigert wurde, so berichteten sie an den Kurfürsten von Sachsen, welcher am 3. September, von Dessau aus, dem Bischof von Lebus durch seinen Gesandten eröffnen ließ, daß er sich einer solchen, gegen die geschriebenen Rechte des Kaisers Majestät und des Reiches Landfrieden verstoßenden Weigerung nicht versehen hätte. Der Landvogt der Lausitz könne den Herrn Bischof dazu zwingen, er sei ja mächtig genug; doch wolle Sachsen, wenn es erforderlich, ihm Leute und Fußvolk schicken. Würde aber der Landvogt sich dessen weigern, so wäre Sachsen genöthigt, sich so gegen den Bischof zu erzeigen, daß der Bürger erledigt sei; wobei, kraft des Landfriedens, die Hülfe des Kurfürsten von

Brandenburg in Anspruch genommen werden sollte. Dies Alles würde natürlich auf Kosten des Bischof geschehen, weshalb derselbe sich möge warnen lassen.

Nunmehr hielt dieser es für gerathen, den beiden Birkholz die Freilassung Reiche's anzubefehlen und das peinliche Verhör des Knechtes zu gestatten. Aber die Geständnisse, welche derselbe unter den Marterwerkzeugen des sächsischen Henkers ablegte, waren ohne Bedeutung, und so begnügte man sich, ihn kurzweg hinzurichten.

Unterdessen plünderte Kohlhase die sächsischen Dörfer, verheerte die Aecker und fügte dem Lande großen Schaden zu. Allen Nachstellungen mit Gewandheit sich entziehend, tauchte er bald hier, bald dort auf — seine Genossen in den Buden der Handwerker oder auf den Straßen Berlins werbend. Gewöhnlich nicht mehr als acht derselben im Gefolge, sprach er nie zuvor von seinen Plänen mit ihnen; auf Kleppern pflegten sie davon zu reiten, Nachts erwartete sie dann an einem bestimmten Orte ein „Rollwäglein", auf das die Mannschaft abgesetzt wurde, und so ohne Aufsehn die Wälder an der sächsischen Grenze erreichte.

Am Abend des 7. November drang Kohlhase in den Krug zu Marzahn ein. Der Besitzer desselben gelobte Brandschatzung, und nun ging es an die Plünderung der übrigen wohlhabenden Bauern; Kohlhase machte sich selbst an den Pfarrer und band ihn auf ein Pferd, um ihn mit sich hinweg zu führen, während die Uebrigen den verhaßten sächsischen Geleitsmann Michael Hayn aufgefunden hatten. Kohlhase ließ ihn, wie Leuthinger berichtet, vor dem Kruge an den Beinen aufhängen, und gab ihn dann nach dreistündiger Qual seinen Gesellen preis, die ihn mit ihren Spießen durchrannten. Nur die Ankunft der sächsischen Verfolger vertrieb die Rotte von hier, welche diesmal aus 35 Mann bestand, reich mit geplündertem Gute beladen. Hinter ihnen ging das benachbarte Schmögeldorf in Flammen auf.

Nachdem Kohlhase den Pfarrer einige Stunden Weges mit

sich fortgeschleppt, entließ er ihn unter dem Versprechen, sich gestellen zu wollen, sobald und wohin er ihn rufen würde. Dann theilte man die Beute und zerstreute sich.

Die sächsische Justiz fuhr ihrerseits fort, den Grimm des Widersachers durch immer neue Opfer zu wilderen Thaten anzutreiben. Am 21. Oktober ward der angeblich von Kohlhase zur Brandlegung in Wittenberg geworbene Bernhard Krüger durch den Strang hingerichtet; am 22. November büßten zwei der Theilnehmer an der Plünderung von Marzahne ihre That zu Zinna auf dem Rade.

Als Vergeltung richtete Kohlhase seine Drohung gegen die Bewohner dieses Ortes. Zunächst forderte er den freigegebenen Pfarrer unterm 10. Dezember auf, bis zum Sonntag Cantate des nächsten Jahres in Spreenhagen sich zu stellen. „Ihr werdet", schrieb er an ihn, „Eure Ehre und Euren Glimpf besser bewahren, als der verlogene, ehrlose, meineidige Bösewicht, Georg Reiche; wo nicht, lasse ich Euch und allen Pfaffen die Ohren abschneiden". Dann wendete er sich an die Bauern von Marzahne und stellte ihnen einen Termin zur Ablieferung der versprochenen Brandschatzung in das Haus des Richters Storkau. „Wo Ihr nicht Folge leistet," schließt sein Drohbrief, „so schickt Euch die Woche darnach auf kalt Wasser. Und wenn Ihr Alle wachet, es wird Euch nichts helfen." Dann fügte er in gewohnter sarkastischer Weise hinzu: „Ich hätte Euch den Brief gern selbst gebracht, aber mein Pferd ist hinkend geworden."

Jetzt ließ der Kurfürst von Sachsen 24 Reisige zu Pferde das Land Jüterbogk und die Mark nach allen Richtungen hin durchstreifen, um des Fehders habhaft zu werden. Dieser traf oft verkleidet in Krügen und Herbergen mit ihnen zusammen, aß und trank in ihrer Mitte, erkundschaftete ihre Pläne und bemächtigte sich wiederholt des Geldes, das ihnen zur Zehrung nachgeschickt wurde.

Auch der Unwille der Märker über das Treiben der Sachsen trat von Tag zu Tag offener und selbst gewaltsam hervor, am

Ungestümsten bei den Executionen, welche die wandernden sächsischen Scharfrichter ausführten. Als am 8. Januar 1539 in Fürstenwalde die Hinrichtung eines Kohlhase'schen Genossen stattfinden sollte, wiegelten sogar der Geistliche und der Organist das Volk auf, indem sie an Nickel von Minkwitz erinnerten, der Fürstenwalde geplündert und die Beute in Wittenberg, unter den Augen des Kurfürsten Johann, getheilt habe. Tobend und wüthend machten die Richter sich aus der Stadt, in der man sie „nicht als Diener eines evangelischen Fürsten, sondern als die eines Bluthundes" bezeichnete.

Kohlhase nahm Rache für jede an seinen Spießgesellen vollzogene Execution. In der Nacht zum 20. Februar schleppte er den Müller von Stavenhagen bei Blankensee gefangen hinweg, und entließ ihn erst nach Zahlung eines Lösegeldes von 500 Gulden. Sein Aufenthalt zur damaligen Zeit war größtentheils die Stadt Brandenburg, und zwar mit Vorwissen des dortigen Bürgermeisters. Man schilderte ihn als eine hohe, hagere Gestalt im weißen Mantel und blauen Hut, auf dem eine Feder schwankte.

Von Tag zu Tag stieg die Furcht vor ihm. Ganz Kursachsen war in Verzweiflung, namentlich Wittenberg, dessen Einwohner selbst die Balken außerhalb der Stadt fortschaffen ließen, weil sie fürchteten, Kohlhase möchte daraus Brücken über den Stadtgraben herstellen lassen.

Luther selbst schrieb an den Kurfürsten: „Es schreien Eure Unterthanen hier im Kurfürstenthum um Rath und Hülfe wider die Fehde des Kohlhasen — ich hätte schier gesagt des Kurfürsten von Brandenburg, wenn der herrliche Name auf der Person nicht schwebte. Es ist nur das Aergste, daß man irre wird und das Volk in Zweifel geräth, ob Freund oder Feind miteinander um sie nummschanzen. Etliche machen's geringe, etliche groß, und gehet also durcheinander, daß Niemand weiß, was oder wie man glauben soll. So lebet der Teufel, und die Welt ist ihrer Art voll List und Untreue."

Im April wurden wiederum zwei Genossen Kohlhase's, Paul Pfaff und Jakob Schneider, ersterer in Mittenwalde, letzterer in Gransee gefangen genommen und peinlich verhört. Wiederum demonstrirten nicht nur der Pöbel, sondern auch die Geistlichkeit in bedenklicher Weise gegen die Hinrichtung derselben. Paul Pfaff war der Bruder der prinzlichen Amme, und so verwendete sich selbst die Kurfürstin von Brandenburg für den Verurtheilten, mit der Vorstellung, daß die Amme sich entsetzen und der säugende Prinz die Folgen davon tragen würde. Ergrimmt entgegnete der sächsische Kurfürst: er habe mit betrübtem Sinn wahrgenommen, wie am Busen solch' einer Verwandschaft Brandenburgs Fürsten großgezogen würden.

So weit waren die Sachen gediehen, als Luther es unternahm, durch das Wort des Glaubens dem gefürchteten Manne beizukommen. Er ermahnte ihn brieflich, von seinem Vorhaben und bisherigen Treiben abzustehen, führte ihm den endlichen Lohn seiner Thaten zu Gemüthe, und wie Gott das ihm widerfahrene Unrecht wohl an den Tag bringen würde, wenn er ihm die Ehre gäbe und die Rache überließe. Das kräftige Wort des Reformators traf Kohlhase's Gewissen. Er machte sich, wie Haftitz berichtet, verkappt und in Begleitung nur eines Knechtes nach Wittenberg auf, kehrte in einem Gasthof ein und schlich sich Abends allein nach Luthers Wohnung. An die Thür klopfend, begehrte er den Doktor zu sprechen, worauf dieser nach Namen und Begehr des Fremden fragen ließ. Kohlhase erwiederte, daß er Beides nur ihm selbst mittheilen könnte. Da er wiederholt dabei verblieb, so kam Luther auf die Vermuthung, daß er wohl der Kohlhase sein möchte, ging hinaus und fragte ihn: „Num quid tu es Hans Kohlhase?“ Worauf dieser ebenso entgegnete: „Sum, Domine Doctor!“ Darauf führte ihn Luther heimlich in sein Gemach, ließ den Philipp Pomeranes, Krüger den Aelteren und andere Theologen zu sich rufen, und nun schilderte Kohlhase bis spät in die Nacht hinein den ganzen Handel. Auf Luthers Zureden

versprach er, von ferneren Gewaltthaten abzustehen und dem Lande Sachsen keinen Schaden weiter zuzufügen. Darauf beichtete er gegen Morgen, empfing aus Luthers Händen das Abendmahl und die Zusicherung, daß er seiner Sache sich kräftiglich annehmen wolle, damit sie ein gutes Ende gewinne. Unentdeckt schied Kohlhase aus seiner Herberge und verließ die Stadt mit dem festen Entschluß, seinem bisherigen Treiben den Rücken zuzuwenden. In der Umgegend von Berlin hielt er sich unter anderm Namen auf: Müller und Gastwirthe gewährten ihm Obdach und Versteck, denn Sachsen hatte sein Verfolgung noch immer nicht aufgegeben. Unter diesen Umständen hielt Kohlhase es für gerathener, in dem Fürstenthum Braunschweig seinen Aufenthalt zu nehmen, und hier den gehofften Schutz gegen alle Nachstellungen zu finden und den Verlauf von Luthers Verwendung abzuwarten. Unter dem Namen Jörg Platte machte er sich nach Braunschweig auf.

Luthers Bemühungen scheinen indessen ohne Erfolg geblieben zu sein; eben so vergeblich hatte Kohlhase's Frau, Margarethe, mit ihren drei kleinen Kindern sich nach Sachsen zu dem Kurfürsten aufgemacht. Ihre Bitten, das „unordentliche Fürnehmen ihres Mannes, unter Wiederherstellung seiner Schäden, zu verzeihen und Diejenigen, welche den Schaden gestiftet, zur Schadloshaltung heranzuziehen, während Kohlhase selbst um Verzeihung bitten würde,“ prallten an dem gestählten Herzen Johann Friedrichs ab. Dieser glaubte sich zu erniedrigen, wenn er zu Unterhandlungen mit einem Manne die Hand böte, der, nachdem Kaiser Maximilian den Landfrieden zur Geltung gebracht, in die Kathegorie der Friedensbrecher und Räuber zu setzen sei.

Kurfürst Joachim II. ward vielmehr um eine schärfere Verfolgung der Kohlhase'schen Schaar angegangen. Dieser antwortete dem sächsischen Gesandten zwar freundlich, doch nicht ohne Schärfe: Das Rauben und Placken sei zwar ein schweres Uebel, aber es ließe sich eben nicht unterdrücken. Auch Kurfürst Johann habe das ja erfahren, indem er gegen vornehme Landbeschädiger (den

Ritter von Minkwitz) nicht viel auszurichten vermochte. Indessen erbot er sich schließlich, alle Diejenigen gebührend zu bestrafen, welche sich gegen die sächsischen Richter und deren Landesherrn, selbst auf brandenburgischem Gebiet, vergangen hätten.

Der mächtige Sachsenfürst gab seinen Gefühlen in einem rührenden Dankschreiben Ausdruck, dem zugleich ein Namensverzeichniß von dreißig angeschuldigten brandenburgischen Unterthanen beigefügt war. Und nun gingen die Behörden nicht nur gegen die Tumultuanten und Schmähredner, sondern auch gegen die Theilnehmer an der Fehde selbst vor. Unter den Belasteten, welche den Fehder beherbergt und mit Speise und Trank versehen hatten, war die Kohlhase'sche Verwandtschaft stark vertreten, doch ließ man ein milderes Urtheil über sie ergehen. Im Ganzen fielen 115 der Mitschuld Ueberführte dem strafenden Gericht anheim, und es starben, nach Luthers Bericht, über vierzig ehemalige Genossen des Fehders auf dem Schaffot.

Kohlhase's selbst hatte sich die größte Rathlosigkeit bemächtigt. Zwar blieb er, dem der Kurfürst von Brandenburg noch immer insgeheim seinen Schutz angedeihen ließ, vor dem spähenden Auge seiner Feinde verborgen, aber seine Hoffnung auf einen Vergleich, seine Aussicht auf die noch immer nicht aufgegebene Genugthuung schienen ihm gänzlich verloren gegangen; andererseits sah er nach dem Versprechen, das er Luther gegeben, nicht ein, wie er Sachsen dazu zwingen könne.

In dieser verzweiflungsvollen Lage gab der sonst so einsichtsvolle Mann den verderblichen Rathschlägen seines ehemaligen Hauptverbündeten, Georg Nagelschmidt, leider ein nur zu williges Gehör. Nagelschmidt, welcher zuerst Kriegsdienste in Geldern und Dänemark gethan, dann seine Subsistenz durch allerlei üble Streiche gefristet und schließlich unter den Stallknechten am brandenburgischen Hofe seine Nahrung gefunden hatte, stellte Kohlhase vor, daß alle seine Fehden gegen Sachsen nicht zum Ziele führen würden, weil ihm die Macht dazu fehle. Nur wenn sein eigener

Landesherr gezwungen würde, sich seiner anzunehmen, müßte Sachsen ihm Recht widerfahren lassen. Um aber den Kurfürsten in diese Lage zu versetzen, müsse er ihn selber befehden; so würde Joachim, um der Geißel sich zu entledigen, bei Sachsen darauf dringen, daß ihm sein Recht geschähe.

In die Hölle unbefriedigter Rache zurückgeschleudert, ging der Verblendete auf diesen für ihn so folgeschweren Vorschlag ein, zu dessen Ausführung sich bald die Gelegenheit darbieten sollte. Der kurfürstliche Faktor Konrad Drezischer (Drahtzieher) war mit einer beträchtlichen Anzahl Silberbarren aus den Mansfelder und Stollberg'schen Bergwerken auf der Rückkehr nach Berlin begriffen. Eine halbe Meile von Potsdam, südlich von Stolpe, erbeutete Kohlhase in einem Ueberfall die Ladung, und versenkte dieselbe unter einer nahe gelegenen hölzernen Brücke in dem Moor der Telte-Bäke oder des Teltower Fließes.

Sobald das Einschreiten des Kurfürsten zu seinen Gunsten erfolgt sein würde, wollte Kohlhase den versenkten Schatz, der ihm einstweilen nur als Unterpfand dienen sollte, wieder heben und dem Kurfürsten zustellen.*)

Erstaunen und Entrüstung bemächtigte sich der Gemüther, als die verwegene That bekannt wurde. Was Kohlhase beabsichtigte, schlug in das Gegentheil um: die öffentliche Meinung erklärte sich gegen ihn, als einen zum gemeinen Räuber herabgesunkenen Menschen, denn das Motiv der That lag nicht vor Aller Augen. Auch der Kurfürst mag den eigentlichen Beweggrund nicht erkannt haben; er war jetzt nur noch darauf bedacht, Kohlhase für immer unschädlich zu machen.

Merkwürdig aber ist es zur Beurtheilung des Geistes jener Zeit, daß man gegen ihn und seine Genossen mit gewöhnlichen,

*) Die Brücke führte seitdem, sowie auch später das daneben errichtete Etablissement, den Namen „Kohlhasenbrück'." Sie ist jetzt abgebrochen und durch eine steinerne ersetzt, über welche bekanntlich die Eisenbahn nach Potsdam führt.

menschlichen Kräften nichts auszurichten vermeinte. Meister Hans, der Scharfrichter zu Berlin, wie viele seiner Kollegen in dem Rufe eines „großen Zauberers" stehend, erhielt den Auftrag, Kohlhase mit seinen Leuten hierher zu schaffen. Wirklich verbreitete sich bald darauf die Kunde von seiner Anwesenheit in Berlin; der Kurfürst ließ Haussuchungen anstellen und durch öffentliche Ausrufer einen Jeden mit dem Tode bedrohen, der Kohlhase oder seine Gesellen hausen und pflegen würde. Endlich fand man ihn im Hause des Thomas Meißner, in dem Gäßchen bei der St. Nikolaischule (Probststraße Nr. 15), bei dem Küster der Nikolaikirche, mit seiner Frau in einem Kasten versteckt. Als die Häscher den Deckel öffneten, sprang Kohlhase schnell heraus und rief, den Kasten wieder zuschlagend: „Hier bin ich und trage in der Joppen, womit ich büßen und bezahlen kann, was ich mißhandelt!"

Bald darauf ward auch Georg Nagelschmidt in der Behausung des hochbetagten Bürgers Putelitz, nahe am St. Georgenthor, hinter der Feuermauer stehend, ergriffen. Dagegen gelang es einem Dritten, Hans Grasmus — ein schlauer und gewandter Gesell, den man oft wie eine Katze auf den Dächern laufend wollte gesehen haben, — zu entkommen. Als Bauer verkleidet, mit verzogenem Gesicht und an einem Hölzchen schnitzend, lenkte er seine Schritte, unbefangen und unaufgehalten, durch das Thor der Stadt.

Putelitz und seine Frau wurden trotz der Betheuerung, von der Anwesenheit des Nagelschmidt nicht das Mindeste gewußt zu haben, ohne Verzug nach dem Neuen Markte geschleppt, um in Gemäßheit der kurfürstlichen Androhung enthauptet zu werden. Nachdem aber die erste Aufregung vorüber war und vernünftige Gründe Eingang gefunden hatten, bot man der alten Frau Begnadigung an. Sie aber umarmte herzlich ihren Mann, küßte ihn und sprach: „Sind wir mit einander alt geworden, so wollen wir auch mit einander sterben." Auf einem Schemel sitzend, empfingen Beide den Todesstreich durch das Richtschwert.

Kohlhase's Frau sank in das tiefste Elend. Welch' unendliches Weh mußte nicht Gemüth und Körper des unglücklichen Weibes erschüttert haben! In den Straßen der Stadt, einer Geächteten gleich, hülflos umherirrend, ward sie unter dem Schuppen gegenüber dem Köllnischen Rathhause, woselbst die Feuerleitern aufbewahrt wurden, Mutter von einem todten Zwillingspaare. *)

Kohlhase wurde am Montag nach Palmarum (22. März) 1540 mit seinem Complicen Georg Nagelschmidt und dem Küster der Nikolaikirche, welcher ihn beherbergt hatte, vor Gericht gestellt. In der „gehegten Bank", also in der ehemaligen Gerichtslaube des berlinischen Rathhauses angeklagt: gegen den kaiserlichen Landfrieden gehandelt zu haben, vertheidigte Kohlhase sich mit großer Gewandtheit und erzählte in dreistündiger, wohlgesetzter Rede den Hergang der ganzen Sache mit allen Umständen, so daß Jedermann sich über seine Beredsamkeit verwunderte und Viele ihm Beifall gaben.

Dennoch wurde er nebst den beiden Mitangeklagten zum Tode durch das Rad verurtheilt, auf mächtige Fürsprache aber zum Schwerte begnadigt. Da bestimmte Georg Nagelschmidt noch einmal seinen Willen. „Sind wir gleiche Brüder gewesen," sprach er zu ihm, „so wollen wir auch gleiche Kappen tragen" — und Jener schlug die angebotene Gnade aus.

Noch an demselben Tage, Mittags gegen zwei Uhr, führte man die Verurtheilten zum Hochgericht vor dem Georgenthore (bei der Einmündung der heutigen Weber- in die Große Frankfurterstraße) hinaus.

Festen Schrittes ging Kohlhase den letzten Gang; das Gefühl des Rechtes verließ ihn auch nicht in der bitteren, schmach-

*) Als Wittwe wurde sie später die Frau eines in der Stralauerstraße wohnhaften Tuchmachers, welcher einst im Zustande des Irrsinns in der Spree hinter seinem Hause sich ertränkte. Ihre Tochter aus erster Ehe nahm die Kurfürstin Hedwig zu sich, bis sie einen gewissen Wolf Galnau heirathete, dem sie aber entlief.

vollen Todesstunde, in der er die Welt wegen des allzu raschen Versuches, sich selbst in ihr Recht verschaffen zu wollen, versöhnen sollte.

„Numquam vidi justum derelictum!“ (Niemals sah ich den Gerechten verlassen!) war der Spruch, den er bis zum Schaffot mehrmals wiederholte.

Haftitz berichtet als eine Merkwürdigkeit, daß Kohlhase's Körper noch lange Zeit frisch geblutet haben soll, und Viele hinausgegangen seien, um das Blut aufzufangen.

Das Geschick des Unglücklichen fand große Theilnahme. Man fragte nicht mehr, ob sein Leben frei gewesen von jedem Vorwurf, ob er sein Schicksal verdient oder verschuldet habe; es genügte, daß er so schrecklich geendet.

Selbst dem Kurfürsten soll es nahe gegangen sein, eine Kraft so unwürdig gebrochen zu sehen, die nicht nach dem Gebot: „Vergieb Deinen Feinden; thue wohl auch Denen, die Dich hassen“, sondern nach dem Grundsatz handelte: „Fiat justitia et pereat mundus!“

IV.

Graf Rochus zu Lynar.

Aus dem Geschlechte der Guerini stammend, das sich nach dem im Jahre 1360 zerstörten Schlosse Lynar im Florentinischen nannte, erblickte Graf Rochus, Guerini von Lynar, am 25. Dezember 1525 zu Marradi das Licht der Welt; wurde, von einer Expedition gegen Tunis zurückgekehrt, Kammerjunker beim Herzog Alexander von Florenz und begab sich 1542 mit Empfehlungsschreiben an den Hof Königs Franz I. von Frankreich, welcher ihn zum Kammerjunker beim Dauphin ernannte. Im Jahre 1552 befestigte und vertheidigte er Metz gegen die Kaiserlichen, nahm Theil an den Schlachten bei St. Quentin und Drenu, und büßte 1568 bei der Einnahme von Didenhofen durch einen Büchsenschuß das linke Auge ein.

Nachdem Graf Lynar 1554 und 1563 an dem brandenburgischen, sächsischen und hessischen Hofe als Gesandter verweilt, ging er, zur protestantischen Religion übergetreten, nach dem Ausbruch der Religionsunruhen in Frankreich, 1568 mit dem Pfalzgrafen Herzog Casimir nach Heidelberg. Trotz der glänzendsten Anerbietungen, nach Frankreich zurückzukehren, blieb er in kurpfälzischen Diensten, und bekleidete gleichzeitig seit 1569 beim Kurfürsten von Sachsen den Rang eines Ober-Artilleriemeisters und Befehlshabers sämmtlicher Festungen. Als solcher zog er 1570 nach Dresden, wurde 1577 Geheimer Rath beim Fürsten v. Anhalt, und trat 1578 in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg mit einem jährlichen Gehalte von eintausend Thalern, nebst Hofkleidung für

acht Bediente und einem ansehnlichen Deputat an Naturalien. Dasselbe bestand aus: 12 Wspl. Roggen, 2 Wspl. Weizen, 250 Tonnen Bier, 2 Fudern Rheinwein, 4 Fudern Landwein, 6 fetten Ochsen, 50 desgl. Hammeln, 25 Schafen, 50 Kälbern, 2 Tonnen Heringen, einer gleichen Quantität Stockfisch, 20 Schock Schollen, 16 Centnern Hecht und Karpfen, 100 Thalern zu frischen Fischen, Gewürz und Zucker, 4 Tonnen Butter, 6 Tonnen Käse, 4 Scheffeln Hafergrütze, 2 Scheffeln Hirse, je 8 Scheffeln Buchweizen und Erbsen, 6 Tonnen Salz, 1 Schock Gänsen, 8 Schock Hühnern, 8 Centnern Talg, 50 Wispeln Hafer und dem nöthigen Heu, Stroh und Holz.

Dabei bezog Lynar vom Kurfürsten zu Sachsen jährlich 500 Thaler, vom Landgrafen zu Hessen, vom Fürsten zu Anhalt und vom Herzog Casimir je 300 Thaler als Rathgeber in wichtigen Angelegenheiten. 1580 wurde sein Gehalt auf 1200 Thaler erhöht, und gleichzeitig machte Kurfürst Johann George seinem Rath, General und obersten Artillerie-, Munitions-, Zeug- und Baumeister in Anerkennung seiner Dienste ein Geschenk von 30,000 Thalern.

Lynar legte die Pulvermühle in Spandau an, dessen Befestigung er vollendete, wie denn auch die Festungswerke zu Küstrin, Peiz und dem kurfürstlichen Schlosse zu Bötzow (Oranienburg) ihm ihre Verbesserung verdankten. Nicht minder gering sind seine Verdienste um das Salzwesen in Berlin und in der Mark, dessen Gewinn er mit dem Kurfürsten theilte. Die Salzhäuser in der Wallstraße, nebst dem Platze von Nr. 84 bis 91 trat der Magistrat, gegen Erlassung der Grundsteuer, Gerichtsgelder und anderer Zinsen, im Jahre 1675 dem großen Kurfürsten ab.

Neben der Vollendung des Joachim'schen Schloßbaues in Berlin (1595), der Anlegung von Eisenwerken und Salpetersiedereien, war Lynar's Augenmerk auch darauf gerichtet, fremde Künstler und „nützliche Leute“ in das Land zu ziehen; er erfand Maschinen, befestigte 1590 Dresden und erbaute 1582 den Altar in der Nikolaikirche zu Spandau, woselbst er einen Palast besaß, der 1588 zum Spinn- und später zum Zuchthause eingerichtet wurde.

So finden wir denn in dieser Zeitperiode, um welche Lynar durch die Beförderung der Industrie sich bedeutende Verdienste erwarb, im Jahre 1586 in Berlin auch einen Messingschläger; um 1590 Messerschmiede, Hosenstricker, Pergamentmacher und Schönfärber. Nach einem der Letzteren führte das Haus Nr. 55 in der Stralauerstraße den Namen „die blaue Hand.“

Minder erfreulich war dagegen der zunehmende Absatz von geistigen Getränken, in Folge dessen um das Jahr 1595 das Branntweinbrennen mit einer Steuer belegt wurde, und der Blasenzins zu den nicht unerheblichen Einkünften des Magistrats gehörte.

Am 22. Dezember 1596 beendete Graf Lynar sein thatenreiches Leben. Auch ihm fehlte es nicht an Neidern und Verläumdern, die ihn wegen Herabwürdigung seines Standes „als Baumeister“ verhöhnten. In seinem Fehdebriefe vom Jahre 1574 entgegnete Lynar seinen Widersachern: „Deshalben bekenne ich freylich, daß ich nicht allein mich dafür ausgebe, sondern auch mir solches zu großen Ehren und Ruhm achte, und Gott dem Herrn für solche Gnad nicht genug zu danken wisse, in Betrachtung, solche Gabe und Kunst seltzam, im Krieg und Frieden hochnöttig, und dann einem Rittern und Kriegsmann so ehrlich und rühmlich ist, daß in Italia, wie der Land art und des Kriegß erfahren wohl wissen, nicht allein die vom Adel, sondern auch die fürnehmsten Fürsten und Herren, sich darinn wissentlich und zu Ruhm oben und gebrauchen lassen ꝛc. Solches alles was obstehet, und schließlich, daß kein Mensch mich einiger Sachen und Thaten, die einem ehrlichen redlichen Mann nit wohl anstehen, mit Recht beschulden kann, gedenke, wille, und erbiete ich mich, vermittelst Göttlicher Gnaden, jederzeit, als lang ich das Leben haben werde, gegen menniglichen mit Hand und Recht, wie einem Rittermäßigen Ehrenliebenden zustehet, zn vertheidigen und zu verfechten.“

Graf Lynar bewohnte das Haus Molkenmarkt Nr. 1.

V.

Thurneisser zum Thurm.

Dieser, in der Geschichte Berlins in so mannigfacher Beziehung merkwürdige Mann wurde um das Jahr 1530 zu Basel geboren, und erlernte in seiner Jugend die Goldschmiedekunst. Durch seine Verheirathung im 17. Lebensjahre in ein gespanntes Verhältniß mit seiner Familie und in Nahrungssorgen gerathen, verließ er 1548 heimlich seine Vaterstadt. Nach mancherlei Irrfahrten durch England, Frankreich und Deutschland, kam Thurneisser 1555 nach Strasburg, wo er als Wappenstecher und Goldarbeiter seinen Lebensunterhalt nur kümmerlich erwarb. Von hier ging er nach Tyrol, wurde dort Bergmann, dann aber Aufseher eines Bergwerks, und begab sich nun nach Tarenz im oberen Innthal. Hier legte er eine Schmelz- und Schwefelhütte mit so glücklichem Erfolg an, daß der Ruf von seiner Geschicklichkeit sich bald im ganzen Lande verbreitete, und der Graf Ladislaus von Hag ihm die Aufsicht über die Bergwerke seiner Grafschaft übertrug.

An dem Herzoge Ferdinand von Oesterreich gewann Thurneisser einen mächtigen Gönner, auf dessen Veranlassung er fast das ganze Europa, Arabien, Syrien, Egypten und Palästina sowie die Berberei und Anthiopien durchreiste.

Ein Universalgenie, ausgestattet mit einem ungewöhnlich scharfen Verstande, hatte er die medizinischen Kenntnisse der Orientalen, der ungarischen Zigeuner und namentlich der damaligen besten

Aerzte ihrer Zeit, der Juden, sich zu eigen gemacht und bald nach seiner Rückkehr den Ruf eines „großen Doktors" erlangt.

Im Jahre 1569 verließ Thurneisser den Hof des Erzherzogs und begab sich nach Münster, wo er sein Werk „Archidoxa" (Grundlehren der Astronomie und Alchymie ꝛc.) drucken ließ. Doch auch hier war seines Bleibens keine Stätte; schon im folgenden Jahre finden wir ihn in Frankfurt a. d. Oder. Dort, wo die weitberühmte Eichhorn'sche Buchdruckerei geschickte Zeichner, Formschneider und Kupferstecher besaß, ließ Thurneisser unter dem Namen „Pison" sein großes Werk über die Gewässer drucken. In demselben spricht er auch vom Goldsande in der Spree, von Sapphiren und Rubinen bei Teltow und Buchholz.

Als daher Kurfürst Johann George, welcher von dem merkwürdigen Mann und seinem Buche gehört hatte, 1571 mit der leidenden Gemahlin nach Frankfurt kam, zog er ihn auch wegen des Krankheitszustandes derselben zu Rathe. Thurneisser gelang es, in kurzer Zeit das Leiden der Kurfürstin zu heben, und Johann George ernannte ihn, unter gleichzeitiger Erhebung in den Adelsstand, mit dem damals bedeutenden Gehalte von 1350 Reichsthalern zum Leibarzt.

In Berlin erhielt er ein Laboratorium in dem nach dem Lustgarten gelegenen Flügel des Schlosses eingerichtet. Hier bereitete der neue Hofmedikus seine Goldtinkturen, Perlen-Elyxire und andere dergleichen Heilmittel, die er zu enormen Preisen verkaufte.

Bezüglich der Letzteren entschuldigte er sich damit, daß er sie „Keinem anbiete, auch zu Niemand schicke, daß er sich von ihm kuriren lasse. Wenn sie zu theuer seien, könne man sie ihm lassen; er hätte mehr Kranke zu anderen Aerzten gewiesen, als selbst übernommen und viele sogar umsonst kurirt. Im Uebrigen aber halte er sich nicht schuldig, seine mit vieler Mühe bereiteten Arcana noch obenein umsonst zu geben".

Unter seinen Papieren befand sich eine große Anzahl von

Schreiben fürstlicher und hochgestellter Personen, welche ihn um Rath und Beistand angingen. So die Könige Friedrich II. von Dänemark und Stephan Bathori von Polen, Herzog Philipp II. von Braunschweig 2c. Die meisten Gesuche enthielten, neben ansehnlichen Geldsummen, auch noch einen oder mehrere Goldgulden für den Schreiber, damit dieser nicht unterlassen möchte, die Rückantwort zu beschleunigen.

War die Chemie und Alchymie eine damalige Lieblingswissenschaft der Fürsten, so darf es auch nicht Wunder nehmen, wenn viele derselben ihre Apotheker und Laboranten nach Berlin schickten, um von Thurneisser unterrichtet zu werden. Zahlte ihm doch selbst Kurfürst Johann George einhundertfünfundzwanzig Thaler Lehrgeld für seinen späteren Hofapotheker Michael Aschenbrenner.

Ungeheure Summen brachten ihm ferner Amulette und Talismans ein, auf die zur damaligen Zeit, als Präservativ gegen bevorstehende Erkrankungen und sonstige Schäden, ein hoher Werth gelegt wurde — wie solche minder kostspieligen Dinge ja noch in unseren Tagen hieb- und schußfest machen sollten!

Nachdem die Räumlichkeiten seines Laboratoriums dem Wundermanne nicht mehr genügten, überwies ihm der Kurfürst den mittleren Raum des zunächst dem Lagerhause gelegenen Theils des grauen Klosters. Dieses hatte mit dem Absterben des letzten seiner Mönche (Bruder Peter), am 4. Januar 1571, gegen dreihundert Jahre seiner eigentlichen Bestimmung gedient.

Hier errichtete Thurneisser, außer dem Laboratorium, ein Museum für seine reichhaltigen Sammlungen, eine Buchdruckerei, Schriftgießerei und Formschneiderei. Hier auch umgab er sich mit allen denjenigen Requisiten, die ihm zur damaligen Zeit beim Volke das Ansehen eines Zauberers verliehen und die abenteuerlichsten Erzählungen hervorriefen.

Auch der Kurfürst glaubte, wenn nicht an die Zauberkünste Thurneissers, so doch an die Lösung des Geheimnisses,

unedle Metalle in Gold zu verwandeln. Auf der Kunstkammer befand sich noch in jüngster Zeit ein eiserner Nagel, den Thurneisser, um die Hoffnung des Kurfürsten zu nähren, in dessen Gegenwart zur Hälfte in Gold verwandelt haben soll — natürlich durch ein chemisches Zusammenschmelzen beider Metalle.

Das alchymistische Phantom, das anderthalb Jahrtausende hindurch die Welt fesselte, die Köpfe der Weisesten wie der Gaukler und Phantasten noch im vorigen Jahrhundert beschäftigte, — das sein Panier nicht nur in Hütten und Klöstern, sondern auch in Palästen aufpflanzte, dies Phantom hat sich selbst gerichtet! Aber aus dem Schooße der Alchymie ging, nachdem die mystische Schaale abgelöst, der gute Kern, die Chemie hervor, welche die Stoffe nicht in Gold, sondern in Porzellan, Phosphor und — in berliner Blau verwandelt.

Aber wenn Thurneisser die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen nach dieser Seite hin sich auch zu Nutzen machte, so läßt sich doch der bedeutende Einfluß nicht verkennen, den er auf die Bildungsgeschichte Berlins ausgeübt hat.

Seine mit den Typen fast aller morgen- und abendländischen Sprachen ausgestattete Buchdruckerei, die sich in dem heutigen großen Hörsaale des Gymnasii befunden zu haben scheint, beschäftigte hunderte von Künstlern und Handwerkern. Die aus derselben hervorgegangenen Bücher: eine neue Auflage der schon erwähnten „Archidoxa“ nebst einer Erläuterung derselben; seine Lehre von den „verborgentlichen Staturen der Erdgewächse, Erze, Mercurien, Salze“ ꝛc., tragen sämmtlich die Aufschrift: Gedruckt zu Berlin im grawen Kloster. Namentlich wurden seine Kalender als wahre Heiligthümer gekauft.

Alljährlich in großer Anzahl gedruckt, versandte Thurneisser dieselben nach allen Weltgegenden; die renommirtesten Buchhändler in Frankfurt am Main, Nürnberg, Wien und Prag erboten sich, jeden dafür geforderten Preis zu zahlen. Außer den politischen Prophezeihungen, welche, dunkel und allgemein gefaßt, einigen

Tagen jedes Monats beigefügt waren und wegen ihrer Allgemeinheit zum Theil eintreffen konnten und mußten, enthielten die Kalender auch Wetterprophezeihungen und Deutungen der Constellation — des vermeintlichen Einflusses der Sternbilder auf die Schicksale der Menschen. Niemand ließ sich zur Ader oder sein Kind entwöhnen, ohne den Kalender befragt zu haben; selbst das Purgiren, das Abschneiden der Haare und Nägel wurde davon abhängig gemacht.

Markgraf Joachim Friedrich zu Halle verlangte 1575 von Thurneisser einen Kalender, in dem er, so viel möglich, vermerken sollte „die Sachen und Händel, so an jedem Tage in vermeldetem seinem Kalender gesetzte, als: Mord und Brand, Aufruhr und Abgang hoher Personen, falsche Praktiken und dergleichen, auch welchen Ortes sich solches vornehmlich zutragen würde." Ein gleiches Gesuch richtete die Gemahlin des Markgrafen an Thurneisser, mit der Bitte: „fein, deutlich und eigentlich beizuschreiben, wie man Jegliches verstehen soll, und ihr nichts vorzuenthalten."

Thurneissers Stern strahlte im hellsten Lichte.

Nach den Berichten seiner Zeitgenossen war er ein Mann von stattlichem Aeußeren, lebhaft und angenehm im Umgange. Seine Kleidung bestand aus schwarzem Sammet und Seide; auch trug er täglich — was selbst hochgestellte Personen als einen Luxusartikel nur an Sonn- und Festtagen benutzten — seidene Strümpfe. Seinen Hals schmückte eine goldene Kette mit den Bildnissen fürstlicher Personen und goldenen Gnadenpfennigen. Neben der vierspännigen Karosse gingen seine Bedienten einher, und wenn er zu Fuß ausging, begleiteten ihn zwei Edelknaben.

Nachdem der Kurfürst die Juden wegen des dem Lippold zur Last gelegten Verbrechens außer Landes gewiesen, wurde Thurneissers Haus auch ein großes Bankgeschäft. Er lieh gegen hohe Zinsen und ließ die nicht zahlenden Schuldner verhaften; er kaufte altes Silber, schmolz dasselbe ein und schickte es zum

Vermünzen nach Polen; gute Münzsorten wurden von ihm eingewechselt und durch seine Schreiber behufs größeren Gewinnes nach Leipzig und anderen Orten auf die Messe gebracht. Beauftragte ihn doch selbst der Kurfürst und dessen Hof zum Ein- und Verkauf von Schmucksachen, die er durch seine Geschäftsführer und ausgedehnten Bekanntschaften auch aus dem fernen Venedig herbeischaffen ließ.

So klingt es denn auch nicht unwahrscheinlich, daß das Gewicht seines eigenen Silbergeschirres allein neun Centner betragen habe.

Inzwischen war Thurneissers Frau in Basel verstorben, nachdem sie schon im Jahre 1549 wegen böswilliger Verlassung Klage gegen ihn erhoben und der dortige Magistrat ihn des Bürgerrechts für verlustig erklärt hatte. Thurneisser vermählte sich zum zweiten Male, aber nicht glücklicher, denn seine Gattin verbitterte ihm die wenigen freien Mußestunden. Als sie 1575 verstorben und in der Klosterkirche bestattet worden, errichtete der Gatte ihr daselbst ein Epitaphium.

Zu Ende des Jahres 1579 begab Thurneisser sich nach Basel und faßte dort den Entschluß, in seiner Vaterstadt sich wieder häuslich niederzulassen, nachdem er seinen Verpflichtungen gegen den Kurfürsten genügt haben würde. Veranlassung dazu gab ihm zunächst der gelehrte und aufgeklärte Professor der Medizin an der Universität zu Frankfurt a. d. Oder, Kaspar Hofman, welcher in einer Rede „De barbarie imminente“ Thurneissers Charlantanerie darzulegen suchte. Diese Philippica fand dort allgemeinen Beifall. Thurneisser, ihre schlimme Wirkung ahnend, suchte bis zum Jahre 1578 den Druck der Rede zu verhindern, als sie in die Hände der Gelehrten bei Hofe kam und sein Ansehn in hohem Grade erschütterte. Gleichzeitig auch trat der Magister Rollenhagen in Magdeburg gegen seine Kalender-Prophezeihungen in Schrift und Rede auf; er stellte ihn als einen ungelehrten Apotheker nnd Goldschmiedeknecht, als Phantasten, Zauberer und Schwarzkünstler hin.

Neben diesen Angriffen waren es auch die fortwährenden Reisen mit dem Hofe nach verschiedenen Lust- und Jagdschlössern, welche ihm den Aufenthalt in Berlin verleideten, indem er dadurch genöthigt war, seine Arbeiten und die Beaufsichtigung der Druckerei so wie sein ganzes Hauswesen fremden Personen zu überlassen.

Als dann 1576 in Berlin die Pest ausgebrochen, begab der Kurfürst mit seinem Hofe sich nach Küstrin. Dort erkrankte Thurneisser, in Folge dessen die Markgräfin Katharina ihm schrieb, er solle nach ihrem Schlosse Damm übersiedeln. Zugleich wurde dem Schloßhauptmann der schriftliche Befehl, „er solle Thurneisser in Futter und Mehl Unterhalt geben mit jungen Hühnern, und sonsten wohl speisen lassen, auch wenn er es begehre, von ihrem Wein täglich etwas verreichen und allen guten Willen beweisen ꝛc.“

Thurneisser blieb zwar von der Pest befreit, lag aber fünf Wochen an einer hitzigen Gehirnkrankheit darnieder. Während dieser Zeit blieb er einsam und verlassen, weil Jeder für sein eigenes Leben besorgt war. Nach erfolgter Genesung mußte er dem Hofe, welcher sich inzwischen nach Karzig begeben, dorthin folgen und neun Monate daselbst verweilen, ohne sich nach Berlin begeben zu dürfen.

Alles dies befestigte in ihm immer mehr den Entschluß, seine Verbindungen mit dem Kurfürsten zu lösen und nach der Schweiz zurückzukehren. So verkaufte er denn mit dessen Bewilligung seine Druckerei für 1100 Thaler an den Setzer Henzke, und schickte die werthvollsten Sachen, darunter kostbare Gemälde, seine Bibliothek und Herbarien, die Kunst- und Naturalien-Kabinets auf neun Wagen nach Basel.

Dort hatte Thurneisser bereits ein Haus erworben und sich dann 1580 zum dritten Male verheirathet, um seinem gänzlichen Ruin entgegen zu gehen. Lag es von vornherein in der Absicht seines adeligen Schwiegervaters, das enorme Vermögen des Eidams an sich zu reißen, so sollte die Gelegenheit dazu sich bieten, als Letzterer zur Regulirung der letzten Angelegenheiten nach Berlin

zurückkehrte. Hier veranlaßte ihn der Kurfürst persönlich, seinen bleibenden Aufenthalt in der Hauptstadt wieder zu nehmen und seine Gattin nachkommen zu lassen.

Thurneisser ließ sich bestimmen. Bald aber sollte er in seiner neuen Ehe die trübsten Erfahrungen machen. Die Frau Doktorin wurde wegen ihres ungebührlichen Betragens alsbald zum Stadtgespräch, so daß ihr Gatte sich genöthigt sah, sie schon nach Verlauf von wenigen Wochen ihren Eltern wieder zuzuschicken. Auf die wegen böswilliger Verstoßung gegen ihn eingeleitete Klage erkannte das Baseler Gericht, ungeachtet seiner Appellation und obgleich der Kurfürst selbst für seinen Leibarzt sich verwendete, der Gattin das Besitzthum und den größten Theil des Vermögens zu.

Der Prozeß hatte sich bis zum Jahre 1584 in die Länge gezogen, um welche Zeit ein Professor der Medizin, Dr. Joël, in Greifswald eine Schrift erscheinen ließ, in welcher Thurneisser geradezu der Zauberei und des Bündnisses mit dem Teufel beschuldigt wird.

In demselben Jahre begab Johann George zur Vermählung seiner Tochter mit dem Kurfürsten Christian von Sachsen sich nach Dresden. Sein Leibarzt sollte ihn dorthin begleiten. Dieser versprach, nach Vollziehung eines höchst wichtigen chemischen Prozesses, in wenigen Tagen nachzukommen. Und wirklich verließ er in nächtlicher Stille die Mauern Berlins — doch nicht nach Dresden, sondern nach Italien lenkte er seine Schritte. Mißmuth und Verdruß veranlaßten ihn, nachdem sein Glücksstern erblichen und die treuesten Freunde — wie dies fast stets im Laufe der Welt zu geschehen pflegt — ihm den Rücken gewendet, zu dieser heimlichen Flucht. Unverbürgten Nachrichten zufolge soll der merkwürdige Mann in Rom, oder in einem Kloster zu Köln am Rhein 1595 sein bewegtes Leben beschlossen haben.

Thurneisser bewohnte höchst wahrscheinlich das von ihm als „wüste Burglehnstätte“ erworbene Grundstück No. 36 in der

Klosterstraße, welches 1487 der kurfürstliche Sekretair Prunner als Burglehn erhalten hatte. Im Jahre 1708 wurde dasselbe zum Königlichen Proviant-Amt, und seit 1821 zum Königlichen Gewerbe-Institut hergerichtet.

Die Königliche Kunstkammer besitzt gegenwärtig noch einen Gobelin-Teppich von diesem thätigen, kenntnißreichen und geistvollen Manne, der sich so mannigfach um die ganze Mark, insbesondere aber um Berlin verdient gemacht hat. Der Verein für die Geschichte Berlins brachte diesen Teppich, eine in Darstellung und technischer Ausführung meisterhafte Arbeit aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, welche sich den besten gleichzeitigen Arbeiten niederländischen Ursprunges ebenbürtig an die Seite stellt, zu größerer Würdigung. Bei einer Höhe von 1,50 Meter und 1,40 Meter Breite enthält der Gobelin-Teppich in korrekter Zeichnung eine bilderreiche, im üppigsten Style der Renaissance gehaltene Darstellung in bunten Farben, mit Silber- und Goldfäden durchwirkt. Die Darstellung ist mit denjenigen nahe verwandt, welche die Titelblätter Thurneisser'scher Werke, insbesondere seines „Pison" und der „Historia und Beschreibung influentrischer 2c. Wirkungen" zeigen. In der Mitte befindet sich das Thurneisser'sche Wappen, umgeben von einem Spruchbande und der Devise:

VERUM DECUS IN VIRTUTE POSITUM EST QUÆ MAXIME ILLUSTRAT MAGNIS IN REPUP. MERITIS.

(„Der wahre Schmuck liegt in der Tugend, welche sich am Meisten kundgiebt durch große Verdienste um das Gemeinwesen"). Symmetrisch um das Wappen ordnen sich in den vier Ecken des Teppichs: oben links ein sitzender Jüngling, welcher, die Temperantia darstellend, ein goldenes Gefäß in ein silbernes Becken ausgießt; rechts die Alchymia, im Bilde eines Weibes, das in der Rechten eine Zange, in der Linken eine auf das Knie gestützte Phiole hält; neben ihr ein in Thätigkeit befindlicher alchymistischer Ofen. Unten linker Hand steht eine Säule, umschlungen von

einem Spruchbande mit den Worten: „Zeit bringt Ehrenpreis!“ und neben derselben eine reiche Trophäe von Waffen, unter ihnen ein mit dem Thurneisser'schen Wappen geschmückter Helm. Rechter Hand zieht sich um eine zweite Säule ein Spruchband mit den Worten „Festina lente“. Neben derselben sind die Symbole wissenschaftlicher Beschäftigung gruppirt: der Globus, Quadrant und Zirkel, ein Buch, physikalische und chemische Apparate sowie Instrumente aller Art. Beide Säulen tragen Wappenschilder; auf derjenigen zur Rechten steht ein Anker, um den sich eine Schlange windet, die eine Kröte verschlingt; auf der Säule zur Linken ruht ein Schiff, hinter dem eine Vase sich erhebt, auf welcher einer Uhr sichtbar ist. Unten, in der Mitte des Teppichs, sitzt auf einem Löwen eine weibliche Gestalt, mit ausgebreiteten Armen nach jeder Seite einen Lorbeerkranz reichend. Die freien Räume zwischen diesen Darstellungen sind mit einem Schmuck von Blättern und Früchten gefüllt. Das Ganze ruht auf einem Schilde mit reicher Renaissance-Einfassung, um die sich ein zweiter Rahmen in zierlicher Ornamentation rechteckig zieht. Als äußerer Rand läuft ein 10 Centimeter breiter, blauer Streifen um den Teppich, in großen lateinischen Buchstaben von gelber Farbe die Inschrift tragend:

Leonhart Thurneysser zum Thurm, Churfurstlicher Brandenburgischer bestalter Leibs Medicus, hat diese Tepich seinen Erben, sein darbey zu gedenken, machen lassen. Anno 1578.

Die Ausführung dieses, nach Zeichnungen aus den Berliner Werkstätten Thurneisser's hervorgegangenen Werkes ist höchst wahrscheinlich in Arras erfolgt. Immerhin aber gewährt dasselbe, auch bei der Seltenheit kunstindustrieller Denkmäler früherer Jahrhunderte, die ganz oder wenigstens zum Theil ihren Ursprung auf Berlinischen Boden haben, ein großes historisches Interesse.

Ein zweites interessantes Curiosum für die Geschichte Berlins ist die, von dem Verein ebenfalls besprochene Thurneisser'sche

Eisengußtafel im Lagerhause, auf der rechten Seite des gewölbten Durchganges nach dem zweiten Hofe eingemauert.

Weder eine urkundliche Nachricht hat sich über das alterthümliche, 4 Fuß hohe und 2 Fuß 5 Zoll breite Bildwerk vorgefunden, noch auch knüpft sich an dasselbe eine Sage, wie bei so manchen Alterthümern und Curiositäten Berlins. Die Tafel trägt die Jahreszahl 1577; die gewählte Allegorie, die Form der dargestellten Figuren und das ganze Arrangement deuten auf die Kunst- und Industrie-Bestrebungen Thurneissers hin.

Die oberste der drei Abtheilungen dieser Tafel trägt den vollständigen Titel des Kurfürsten von Brandenburg, Johann George; die zweite Abtheilung enthält das große Landesherrliche Wappen mit 17 Feldern. Links neben demselben befindet sich der Brandenburgische Scepter, die Würde eines Erzkämmerers des heiligen römischen Reiches repräsentirend; rechts eine Säule, auf der eine Kugel ruht. In der dritten und größten Abtheilung zeigen sich drei stehende Figuren: links eine weibliche Gestalt in antiker Gewandung, zu ihren Füßen ein Altar mit aufsteigendem Opferrauch, und darunter die Inschrift „Spes“ (die Hoffnung). Die mittlere Figur stellt einen geflügelten Genius mit brennender Fackel dar; von der darunter befindlichen Inschrift sind nur, in Folge des mißlungenen Gusses, die Buchstaben r i zu erkennen. Rechts steht ein heilger Andreas mit dem umgestürzten Kreuz — wahrscheinlich das Sinnbild des Glaubens.

Mit der Annahme, daß diese Figuren die Trias: Glaube, Liebe und Hoffnung darstellen, erscheint es auch als unzweifelhaft, daß Thurneisser die Platte als eine Huldigung, ein Weihegeschenk seinem kurfürstlichen Gönner und Beschützer gewidmet hat. —

Es ist eine Urkunde aus jener Zeit im königlichen Geheimen Staats-Archiv aufbewahrt geblieben, die uns Aufschluß giebt über die Verpflichtungen und Funktionen eines „Kammerdieners“. Diese waren, als Laboranten oder Gehülfen, dem „Geheimen Kammerdiener“ (ein damals gebräuchlicher Titel für die Alchymisten) untergeordnet.

Das Schriftstück lautet:

„Wir Johann George, von Gottes Gnaden ꝛc. bestellen mit diesem unserem offenen Briefe Jonas Pezheln als Unsern Diener auf Zeit Unseres Lebens. Also, daß derselbe schuldig sein soll, Uns in Unserem neuen Gebäude allhier zu Köln an der Spree, zu Schmelz-, Probier- Destillir- und anderen Sachen, die Wir ihm befehlen werden, als Laborant zu dienen, und in solchem seinen Dienst Uns gehorsam, getreu, gewärtig und verschwiegen zu sein, Unseren Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachtheil verhüten soll. Und weil dies solche Sachen sind, die Wir nicht gern einen Jeden wissen und sehen lassen, sondern dieselben für Uns zur Lust und sonst gebrauchen, soll er sich um diese Sachen und Arcana weiter nicht annehmen, denn daß er, Unseres hierüber Oberverordneten Befehlshabers Geheiß nach, Handreichung zu solchen Sachen fleißig thun, und was ihm darin zu laboriren, zu bestellen und zu warten befohlen wird, getreulich zu verrichten sich nicht verhindern lassen, weder durch Schlaftrunkenheit noch andere Sachen; mit dem Feuer und Lichte fleißig und „gewarlich“ umgehen, und das Aufsehen haben, daß durch seine Nachlässigkeit nichts von dem, so ihm untergeben und vertrauet, im Feuer oder sonst durch andere Ursachen Schaden nehme, verderbe oder umkomme; und daß er auch die Materien, es sei an Gold, Silber oder anderen Metallen, Wassern, Pulvern oder was es sonst sein möchte, fleißig verwahren, dieselben nicht muthwillig verderbe, vielweniger dieselben veruntreue, verschenke, vergebe oder verkaufe.

Was aber die Operation zu Zubereitung dieser geheimen Sachen in Einem und dem Andern an sich selbst betrifft, und was für Essenzen, Materien, Ingredienzien, Compositionen, item Maaß, Zeit und Gewicht zu Perficirung und Fertigung desselben gehörig, demselben soll er nicht nachgrübeln oder dasselbe zu erfahren sich bemühen, sondern bei dem Handgriff und Bearbeitung eines jeden Werkes das allein thun, was ihm befohlen wird. Wenn er aber durch langwierige Uebung und Gebrauch

bei diesen Sachen etwas inne, kundig und begreifen würde, soll er dasselbe ohne unser Vorwissen für sich nicht gebrauchen, vielweniger Anderen solches offenbaren, weder schriftlich noch mündlich, weder mit Weisen noch Deuten, sondern solches Alles verschweigen, bis in seine Grube behalten; und bei Unserem Leben sowohl, als auch nach Unserem Absterben, ohne Vorwissen Unserer Erben sich von keinem anderen Herrn zu bestellen oder in Dienste einzulassen verpflichtet sein.

Weil Wir auch also oft unterschiedliche Werke vor die Hand nehmen, auch dazu unterschiedliche Gemächer und Laboranten gebrauchen, soll er ohne Vorwissen zu den Andern in ihre Gemächer nicht gehen, ihre Vorhaben und Arbeit nicht begucken, noch was er oder die Anderen vorhaben, mit einander sich davon unterreden, sondern seines Thuns, dazu er beschieden, allein für sich mit Verschwiegenheit fleißig abwarten. So soll er auch ohne Erlaubniß Derer, die über ihn verordnet und Befehl haben, aus dem Laboratorio nicht weggehen, vielweniger die Nacht draußen abwesend bleiben. Und soll auch niemand Fremdes ohne Befehl und Vorwissen in das Laboratorium gestatten; die Materien, Oefen, Instrumente und andere zugehörige Sachen Niemand zeigen, oder davon Bericht thun; die Instrumente, und sonderlich was zum Probiren an Waagen, Gewichten und sonst allem anderen Zugehörigen, so ihm untergeben, in fleißige Verwahrung, auch jederzeit fein ausgeputzet, rein und sauber halten, nicht muthwillig verrosten, zerbrechen oder davon abhanden kommen lassen; und sich sonsten allenthalben, wie einem frommen und getreuen Diener gegen seine Herrschaft eignet und geziemet, verhalten.

Dagegen haben Wir ihm zugesagt: zu jährlicher Besoldung Einhundert Thaler; desgleichen alle Jahr zwei Lundische Hofkleidungen, also jedesmal fünf Ellen Lundisch Tuch, sechs Ellen Futtertuch und vier Ellen Parchend, auch Futterleinwand und Harres, so wie alle Jahr zwei Thaler zu Schuhen. Und

da er sich diese Zeit über fleißig und frömmlich verhalten wird, wollen Wir ihm seine Besoldung dermaßen verbessern, daß er damit zufrieden sein soll. Welches Alles er denn also gutwillig auf- und angenommen, und das Alles gehorsamlich, fleißig und unverbrüchlich angelobt und zugesagt hat, und Uns darauf Eid und Pflicht gethan. Und Wir haben, um mehrerer Urkunde willen, diesen Unseren Bestallungsbrief ihm, mit Unserem „Daum-Sekret“ (der Ring mit dem Wappen resp. Inschrift, welcher mittelst des Daumens gehandhabt wurde) besiegelt und eigenhändig unterschrieben, zustellen lassen. Geschehen und gegeben, Köln an der Spree, am Tage Michaelis, Anno 1572.“

VI.

Graf Adam zu Schwarzenberg.

Der einst gefürchtete, allmächtige Minister — ein Mann, dessen Name und Andenken verlästert und verwünscht worden, wie wohl selten die Geschichte von einem Anderen zu melden hat, — wurde als ein Abkömmling der fränkischen Linie im Jahre 1581 geboren. Als Geheimer Rath 1610 in kurbrandenburgische Dienste tretend, ernannte ihn Johann George zum Statthalter der Mark.

Vieles Unheil und so manche Schändlichkeit sind diesem Manne angedichtet, Vieles ist auch übertrieben worden. Erst die Gegenwart begann ihm gerechter zu werden, als die Zeitgenossen es waren; doch bleibt immerhin noch Manches übrig, das seinen Charakter in einem zweideutigen, ungünstigen Licht erscheinen läßt.

Während des dreißigjährigen Krieges war Schwarzenberg, als Freund und Rathgeber des Kaisers, der Vermittler des Bündnisses mit Oesterreich, was die Verwüstung der Kurmark durch die Schweden zur Folge hatte.

Bedrohlich für Johann George begann das Jahr 1628. In Wien wegen seines Calvinismus, der Verbindung mit dem Hause Pfalz und seiner Verschwägerung mit Gustav Adolph verdächtig geworden, beschuldigte man ihn, den Krieg des Letzteren gegen die Polen in Preußen begünstigt zu haben. Auch Wallenstein, als er vernahm, der Kurfürst wolle sich beim

Kaiser für die Herzöge von Mecklenburg verwenden — welches Land er für sich zu erwerben, schon damals den hochmüthigen Plan gefaßt — äußerte: „Will der Herr Kurfürst von Brandenburg noch für Andere intercediren? Er sollte froh sein, wenn er sein eigenes Land behält!“

Schwarzenberg rieth, sich dem Kaiser offen anzuschließen, und namentlich mit Wallenstein eine Verständigung wegen Mecklenburgs herbeizuführen; „Denn,“ so schrieb er, „der Teufel ist nicht allemal so schwarz, als man ihn malt.“ Der Kurfürst entschloß sich, ihn nach Wien zu schicken, um Alles zu seinen Gunsten zu führen; auch Wallenstein zeigte sich gern bereit zu einer Zusammenkunft, als er 1628 sich zur Belagerung Stralsunds anschickte.

In Frankfurt a. d. Oder trafen Beide um Mitte Juni zusammen. Schwarzenberg schrieb über diese Zusammenkunft unter Anderm: „Die Sachen haben durch böser Leute ungerechtes Eingeben wunderlich für den Kurfürsten gestanden, jtzo ist Alles in guten Terminis, ein heiliger Engel hat mich zur rechten Thür hineingeführt, der General hat recht aufrichtig mit mir geredet, mich wohl gehalten und geehrt, und mir alles das gesagt und an die Hand gegeben, was mir zur Reise nach Wien zu wissen nöthig gewesen ist.“

Es lag im Plane Wallensteins, den Kurfürsten auf jede Weise zu gewinnen, um in seinem Projekt: sich zum Herzog von Mecklenburg emporzuschwingen, einen Stützpunkt gegen die ihm feindlich gesinnten Reichsstände zu gewinnen. Der Einladung Schwarzenbergs: dem kurfürstlichen Hofe in Berlin einen Besuch abzustatten, kam Wallenstein unterm 22. Juni nach. In seiner Begleitung befanden sich fünfzehnhundert Personen, darunter allein dreißig Fürsten, Grafen und Freiherren: die Herzöge von Sachsen und Anhalt, Graf Terzky, die Obersten Dohna, Merode &c. Ueber eintausend Pferde, von denen der General selbst 390 mit sich führte, Offiziere und Capitains

aus allen Nationen, die Kriegskanzlei, das Feldpostamt, Trabanten, Leib-, Tafel- und Silberwäscherinnen, Mundköche und selbst ein Wachslichtzieher — sie hielten an jenem denkwürdigen Tage ihren Einzug in Berlin.

Wallenstein wurde von der Kurfürstin — Johann George verweilte in Preußen, — dem Markgrafen Sigismund und von Schwarzenberg empfangen und auf das Schloß geführt, woselbst ihm zu Ehren ein glänzendes Diner stattfand. Des Friedländers liebenswürdiges Benehmen, seine kluge und angenehme Unterhaltung entzückte die Damen des Hofes.

Nicht so gefiel der arrogante und dünkelhafte Oberst Karl Hannibal v. Dohna, welcher in Schwarzenbergs Palais Aufnahme gefunden hatte. Der Kanzler berichtet über ihn: „Er ist so über die Maaßen stolz allhier gewesen, daß er ein Haß des kurfürstlichen Frauenzimmers geworden; er hat sich selber den Abend, als der General nicht zur Tafel kam — denn er ißt nur einmal am Tage, — in die fürstliche Reihe gestellt, ist nachher sitzen geblieben und hat mit das Handwasser genommen." Nach damaliger Hofsitte wurde nämlich den fürstlichen Personen nach der Mahlzeit Wasser zum Waschen der Hände und ein Handtuch dargereicht.

Wallenstein brach schon am folgenden Morgen über Neustadt-Eberswalde und Prenzlau nach Stralsund auf. Er war damals 42 Jahr alt, doch schon ergrauten Haares; seine Gestalt wird als lang und hager geschildert, das Gesicht spitz und von gelber Farbe. Er trug die malerische spanische Reitertracht und, bei seinem öffentlichen Erscheinen, einen scharlachrothen Mantel darüber.

Bald nach Wallensteins Sturz war Gustav Adolph als Hort der unterdrückten Protestanten Deutschlands herbeigeeilt. Er hatte die Kaiserlichen aus Pommern vertrieben und schickte sich nun an, Magdeburg von dem ihm durch Tilly drohenden Verderben zu retten. Um mit Sicherheit operiren zu können, verlangte er von

seinem Schwager, dem Kurfürsten George Wilhelm, die Besetzung der Festungen Küstrin und Spandau. Letzterer glaubte durch das Ueberlassen einer Festung an den Feind des Kaisers sich einer offenen Auflehnung schuldig zu machen und antwortete abschlägig. Nun begehrte Gustav Adolph, welcher am 1. Mai 1631 an der Spitze seiner Truppen bei Köpenick angelangt war, eine persönliche Zusammenkunft, die am 3. Mai, eine Viertelmeile vor der Stadt, „im nahe gelegenen Walde" — also etwa, vom damaligen Köpenicker Thor am Ende der alten Roßstraße an gerechnet, bei der heutigen Brücke über den Landwehrkanal vor dem Kottbuser Thore — stattfand.

Der König machte die dringendsten Vorstellungen; aber wiederum gab George Wilhelm, auf Anrathen Schwarzenbergs — des Königs größter Widersacher, — eine ausweichende Antwort. Nachdem Gustav Adolph der Einladung gefolgt war, im kurfürstlichen Schlosse zu übernachten, begannen von Neuem die Unterhandlungen am nächsten Tage. Wiederum führten dieselben zu keinem Resultate, bis Gustav Adolph bei Tafel erklärte:

„Will Niemand mir beistehen, so ziehe ich von hier sogleich wieder zurück, biete dem Kaiser einen Vergleich an und begebe mich nach Stockholm. Ich bin überzeugt, der Kaiser wird einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn verlange. Aber am jüngsten Tage werdet Ihr angeklagt werden, daß Ihr nichts bei dem Evangelio habt thun wollen! Es wird Euch auch hier schon vergolten werden: denn ist Magdeburg weg und der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu, wie es Euch ergehen wird!"

Hatten der Kurfürst und seine Räthe die ihnen gewissermaßen aufgedrungene Vermittelung einer fremden Macht gescheut, und mochte Schwarzenberg auch noch so fest an seiner Ueberzeugung halten: dieser Drohung widerstand George Wilhelm nicht länger. Doch erst um neun Uhr Abends gab er seine Einwilligung zur Besetzung der beiden Vesten, unter Vorbehalt seiner Hoheitsrechte.

Nachdem Spandau noch in derselben Nacht durch den schwedischen Obersten Axel Lille besetzt worden, verließ Gustav Adolph am folgenden Tage Berlin, um dem schwerbedrängten Magdeburg zu Hülfe zu eilen. Es war zu spät — schon am 10. Mai hatte Tilly die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt.

So ist der Name Schwarzenberg an das Schicksal Magdeburgs geknüpft!

Die furchtbaren Drangsale des Kriegs sollten auch in der Mark ihren höchsten Gipfel erreichen.

König Gustav Adolph war am 6. November 1632 bei Lützen gefallen; ihm zum Gedächtniß hatte Georg Wilhelm einen außerordentlichen Bußtag auf den 2. Dezember angeordnet.

Nachdem Berlin dann wiederholt von den Schweden heimgesucht und, wie es in der Vocation des „Pest-Predigers" Johann Rösner, vom 2. September 1637, heißt: „der allein gerechte Gott hiesige Residentz-Stadt wegen ihrer groben überhäufften Sünden unter andern Plagen auch mit der auffallenden Seuche der Pestilentz heimgesuchet," stieg die Noth in den Jahren 1639 und 1640 auf's Höchste. In einer 1639 von dem Magistrat an den Statthalter Schwarzenberg erstatteten Relation wird bezüglich der noch immer stark grassirenden Pest den einquartirten schwedischen Soldaten zur Last gelegt, daß sie „dieses Uebel immer weiter brächten, dieweil sie, wenn sie aus denen inficirten Häusern kämen, auf's Raathauß und überall ohne Scheu herumlieffen, wodurch es denn auch geschehen, daß der Kantor zu Nikolai und der Organist zu Marien angestecket worden und sterben müssen."

Wie groß die Noth im Jahre 1640 gewesen, geht aus einem von Eximirten, Räthen und Bürgerschaft unterm 15. Februar überreichten Supplicat hervor, in welchem Schwarzenberg schließlich gebeten wird, er möchte, „wie er wohl könnte, sie um Christi Willen erhören und denen Bedrängten helffen". Die Soldaten hätten Alles verheeret, Meyereyen und Scheunen wären

theils abgebrannt, theils stünden sie leer; die Stadt könnte die ihr auferlegten ordentlichen Contributiones etc. nicht mehr aufbringen; man möchte, wenn man es nicht glauben wollte, selbst die Officiers und Soldaten, so die Executiones verrichtet, fragen: Wie sehr die Einwohner durch die verschiedene feindl. Brandschatzungen, und über 20 Jahr continuirte Executiones und Contributiones, so tief in Armuth gesetzet, daß keiner seine eigene Last mehr tragen könnte. Das Kammergericht läge darnieder, die Literati lebten in höchster Dürfftigkeit, weilen die Parthen kaum selbst Lebensmittel hätten, folglich auf Prozeß nichts wenden könnten; die Hoff-Diener hätten wegen erschöpfter Cassen und daher zurückbleibender Besoldung auch nichts; theils wären dieselben in Preußen abwesend und hätten bloß ihr Weib und Kind, so ebenfallß am Hungertuch nagten, hier zurückgelaßen; kein Kauff- und Handelsmann wäre vor Raub und Plündern, weder in noch außerhalb Landes sicher, deßwegen auch die Negotia darnieder lägen. Die Residentzien müßten dahero, gleich andern Städten, zur Wüsteney werden."

Eine Antwort auf diese Supplik scheint nicht erfolgt zu sein, denn unterm 27. Juli wenden die Bittsteller sich beschwerend an den Kurfürsten. Hierauf erging durch Schwarzenberg unterm 16. Oktober eine weitläufige Resolution, in welcher „bei Besserung der Zeit" auch Linderung verheißen wird.

Von Neuem brachen die Schweden unter dem General Stalhans in Brandenburg ein. Schwarzenberg, aus Besorgniß, daß dieselben nach Berlin kommen möchten, ließ sämmtliche Häuser an der Stadtmauer niederreißen und legte eine starke Besatzung in die Stadt, welche von den Bürgern unterhalten werden mußte. Vergebens richteten diese die dringendsten Bitten an den Statthalter um Fortnahme der Einquartirung, da diese Besatzung, wie früher, sich doch wieder entfernen und die Stadt ihrem Schicksal überlassen würde.

Graf Schwarzenberg ließ den General v. Pfuel von jenseits

der Elbe, und die Frankfurter Garnison zur Deckung Berlins hierher beordern. Dann gab er dem in der Hauptstadt kommandirenden Obersten Dietrich v. Kracht unterm 7. Januar Befehl, dieselbe auf das Nachdrücklichste zu vertheidigen und, wenn es sein müßte, auch die Vorstädte niederzubrennen.

Wenige Tage später, am 20., ließ denn auch der Oberst durch seine Soldaten 108 Häuser mit Pechkränzen niederbrennen; nur der verschanzte Theil der Werderschen Vorstadt, in der Gegend der Kurstraße, blieb nebst der Gertrauden-Kirche und dem Jägerhofe (wo heute die königliche Bank in der Jägerstraße steht) vom Feuer verschont. Der Rath zu Cöln taxirte später den dadurch entstandenen Schaden auf 38,089 Thaler 17 Gr. 4 Pf.

Als wenige Tage darauf von Neuem die Botschaft erscholl, daß die Schweden im Anmarsch seien, befahl Schwarzenberg der geängstigten Bürgerschaft, wiederum eine Besatzung aufzunehmen. Diesmal verweigerten jedoch die Bürger den Gehorsam und nahmen ihre Zuflucht zum Kurfürsten. Dieser, ohnehin erzürnt über die Einäscherung der Vorstädte, ließ den Obersten v. Kracht zur Verantwortung ziehen, welcher sich jedoch auf die schriftlichen Befehle seines Vorgesetzten berief, dem er unbedingten Gehorsam schuldig gewesen sei.

Inzwischen hatte Schwarzenberg, um Brandenburg dem Kaiser zu erhalten, diesem von den Truppen den Eid der Treue schwören lassen; einige Regimenter verweigerten sogar dem neuen Herrscher den Gehorsam. Schwarzenberg's Vertraute, die Obersten v. Kracht und v. Rochow, gingen zum Kaiser über; der Statthalter selbst fühlte sich in Berlin nicht mehr sicher, er begab sich nach Spandau, wo er bald nach der Ermordung des kurfürstlichen Rathes v. Zastrow an seiner (Schwarzenberg's) Tafel in ein hitziges Fieber verfiel, bis ein tödtlicher Herzschlag ihn am 4. März 1641 der Rechenschaft entzog, die der neue Regent von ihm gefordert haben würde.

Als er die letzte Oelung empfangen sollte, nahm der Oberst

Goldecker, ein eifriger Protestant, das Chrisam und warf es zum Fenster hinaus. Nach Schwarzenberg's Tode verbrannten seine Leute die Kanzlei.

Er wird als ein hagerer Mann von hoher Statur geschildert, welcher einen kleinen grauen Stutzbart trug, von Gebehrden freundlich war, und die Leute mit Gunst an sich zu ziehen wußte.

Hatte der Schwedenkönig Gustav Adolph im Jahre 1627 zu den Abgesandten über ihn sich geäußert: „Dieser Niger (Schwarze) bringt alles Elend über seinen Herrn; die Brandenburger sollten den Grafen fenestriren oder ihm den Hals entzweischlagen!“ so ging seltsamer Weise, nach seinem Tode, das Gerücht von der heimlichen Enthauptung Schwarzenberg's um und erhielt sich fast anderthalb Jahrhunderte hindurch. Heim erst constatirte im August 1777, bei einer Besichtigung des damals noch erhaltenen Skeletts in der Gruft der Nikolaikirche zu Spandau, die natürliche Todesart Schwarzenberg's.

Das Epitaphium desselben, welches von der ursprünglichen Stätte entfernt und an einer anderen wieder eingemauert worden ist, meldet uns:

Anno 1641 den 4. Monat ist weiland der hochwürdige, hochwohlgeborne Herr, Herr Adam Graf zu Schwarzenberg, des ritterlichen St. Johanniterordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wenden Meister, des königlichen Ordens St. Michaelis in Frankreich Ordensritter, Herr zu Hohenlandsberg und Gimborn, Churfürstlich Brandenburgischer Statthalter in der Chur-Mark, Geheimer Rath und Oberkammerherr auf der Vestung Spandow, in Gott seelig entschlafen und hier in dieser Kirche beigesetzt.

R. J. P.

Die noch heute stattlichen Gebäude in der Brüderstraße Nr. 1 und 2 waren der Palast Schwarzenberg's, und aus mehreren Grundstücken vereinigt. Zuvor standen daselbst, und zwar zunächst an der Ecke des Schloßplatzes, die Häuser des Bürger-

meisters Brettschneider, des Bürgers Veit Mader und des Magisters Schmolle.

In des Letzteren Haus wollte die Wittwe des Kurfürsten Joachim I., Elisabeth, nachdem sie, als eine Anhängerin Luthers, in der Nacht zum 25. März 1528 aus dem von Friedrich dem Eisernen erbauten Schlosse zu Köln an der Spree auf einem Bauernwagen nach der altsächsisch kurfürstlichen Residenz Torgau geflüchtet, ihren Tod erwarten. Denn nicht vermochte Elisabeth die Räume des Schlosses wieder zu betreten, welche Zeugen ihrer Seelenangst gewesen.

Nach siebenjähriger Abwesenheit von Berlin wurde sie am ersten Pfingsttage des Jahres 1555 von ihrem Sohn Joachim II., sterbenskrank, von ihrem Wittwensitze Spandau nach Berlin geleitet und in jenes Haus gebettet, wo sie verschied.

Der Theil No. 2 bildete ursprünglich den Beghinen-Convent, eine geschlossene Gesellschaft weiblicher Personen, die, ohne klösterliches Gelübde, frommen Uebungen und namentlich der Krankenpflege sich widmete. Durch einen Brand im Jahre 1589 eingeäschert, wurde die Brandstelle auf kurfürstlichen Befehl mit einem neuen Pfarrhause für den Probst in Cöln besetzt. Nachdem Schwarzenberg 1628 auf dem heutigen Terrain No. 1 sein palastartiges Wohnhaus hatte erbauen lassen, erwarb er noch in demselben Jahre das Probstei-Gebäude No. 2 und verband dasselbe mit dem ersteren. Der Theil des alten Dom- (heutigen Schloß-) Platzes, auf dem jetzt das sogenannte „rothe Schloß“ sich erhebt, bildete den Garten dieses Palastes. Nach Schwarzenbergs Tode fiel die Besitzung dem Kurfürsten zu, welcher sie dem Ober-Präsidenten, Grafen von Schwerin, 1653 verlieh; Kurfürst Friedrich III. verlegte 1698 das Kammergericht und andere Verwaltungszweige, mit Hinzunahme des Hauses Schloßplatz No. 1, hinein. Bei Uebersiedelung des Ersteren, nach der Lindenstraße No. 15, wurden dann die Häuser im Jahre 1735 getheilt.

VII.

Paul Gerhard.

Ist die Geschichte großer Menschen fast immer eine Martyr-Legende, so hat dies Dichterwort sich in vollstem Maaße an dem Manne bewahrheitet, den der Ruhm des seltenen Verdienstes schmückt: als Priester, Dichter und Staatsbürger mit edlem Muthe, ohne Furcht und Scheu gesagt zu haben, was er als Recht und Wahrheit erkannt, und der sein Leben und Wirken nach dieser Erkenntniß eingerichtet hat.

Das war's, was Paul Gerhard eine so starke Folie gegeben, daß seine Gestalt so plastisch und leuchtend sich hervorhebt vom Hintergrunde seiner Zeit, und ihm eine Stelle in dem Ehrentempel einräumt, wo Luther und Melanchton stehen — deren Relief-Bildnisse die einstige Wohnstätte Paul Gerhard's schmücken. Manches seiner herrlichen Kirchenlieder ist hier, in dem jetzt neu errichteten Probsteigebäude, Probststraße Nr. 7, entstanden und hinausgeklungen über den Erdball.

Paul Gerhard, ein Sohn des Bürgermeisters Christian Gerhard zu Gräfenhainichen, erblickte daselbst in dem Hause Nr. 42 der Langen Gasse 1606 das Licht der Welt. Der Tag seiner Geburt ist unbekannt geblieben, da die Kirchenbücher durch den am 11. April 1637 von den Schweden gestifteten Brand vernichtet wurden. Eben so sind die ersten Kinderjahre und die spätere Zeit unseres Gerhard in Dunkel gehüllt. Doch zeugen schon seine während des dreißigjährigen Krieges entstandenen Gesänge

von dem Reichthum der religiösen Beziehungen auf alle Lebensverhältnisse. Wie herrlich spricht sich nicht der tiefe Eindruck, den die Schrecknisse der Kriegsfurie sicher auch auf ihn gemacht, in den Liedern aus: „Nun laßt uns geh'n ꝛc.", und „Zeuch ein zu Deinen Thoren ꝛc."; namentlich auch in dem nach Beendigung des Krieges (1648) gedichteten Choral „Gottlob, nun ist erschollen ꝛc.", worin es heißt:

„Das drückt uns Niemand besser
In uns're Seel' und Herz hinein,
Als ihr, zerstörte Schlösser
Und Städte, voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Haid';
Ihr Gräber, voller Leichen
Und blut'gem Heldenschweiß
Der Helden, deren gleichen
Auf Erden man nicht weiß".

Erst um das Jahr 1650 finden sich bestimmte Nachrichten über Paul Gerhard vor: er verweilt als Kandidat des Predigtamtes in dem Hause des kurfürstlich brandenburgischen Kammergerichts-Advokaten Andreas Berthold, eines ausgezeichneten und allgemein geachteten Mannes, zu Berlin. Hier verblieb Gerhard, bis er, auf Grund eines Empfehlungsschreibens des Berliner Ministeriums an den Magistrat zu Mittenwalde, gegen Ende des Jahres 1651 als Probst dorthin berufen wurde.

Drei Jahre später, am 11. Februar 1655, vermählte er sich mit der Tochter Berthold's, Anna Maria, die ihres frommen Sinnes wegen seinem Herzen schon längst nahe gestanden. Zu jener Zeit entstand sein Lied:

Der wundervolle Ehestand.

Voller Wunder, voller Kunst,
Voller Weisheit, voller Kraft,
Voller Hulde, Gnad' und Gunst,

Voller Labsal, Trost und Saft —
Voller Wunder, sag' ich noch,
Ist der keuschen Liebe Joch.

Die sich nach dem Angesicht
Niemals hie bevor gekannt,
Auch sonst im geringsten nicht
Mit Gedanken zugewandt:
Deren Herzen, deren Hand
Knüpft Gott in ein Liebesband.

Dieser Vater zieht sein Kind,
Jener sein's dagegen auf;
Beide treibt ihr sond'rer Wind,
Ihre sond're Bahn und Lauf.
Aber wenn die Zeit nun dar,
Wird's ein wohlgerath'nes Paar.

Hier wächst ein geschickter Sohn,
Dort ein' edle Tochter zu;
Eines ist des Andern Kron',
Eines ist des Andern Ruh',
Eines ist des Andern Licht:
Wissen's aber Beide nicht!

Dann sein

Frauenlob.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt
Und sich stets in der Tugend übt,
Ist viel mehr Lob's und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd'.

Sie ist ein Schifflein auf dem Meer:
Wenn dieses kommt, so kommt's nicht leer.
So schafft auch sie aus allem Ort
Und setzet ihre Nahrung fort.

Wenn And're löschen Feuer und Licht,
Verlöschet ihre Leuchte nicht;
Ihr Herze trachtet Tag und Nacht
Zu Gott, der Tag und Nacht gemacht.

Was hilft der äußerliche Schein,
Was ist's doch, schön und lieblich sein!
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und scheut,
Das soll man loben weit und breit.

Die Werke, die sie hier verricht't,
Sind wie ein schönes, helles Licht;
Sie dringen bis zur Himmelspfort',
Und werden leuchten hier und dort.

Gerhard verwaltete sein Amt mit Eifer und zur Ehre der Kirche; wiewohl die gespannten Verhältnisse mit seinem Kollegen, dem bei Besetzung der Probststelle übergangenen Diakonus Allborn, ferner die geringen Amtseinkünfte und der Mangel an geistreichem, vertraulichen Umgang ihm manche trübe Stunde bereiteten. Aus diesen Gründen, und bei dem Verlangen seiner Gattin: dem Vater eine Stütze und Pflegerin in dessen vorgerücktem Alter zu werden, sehnte auch Gerhard sich in eine umfassendere Wirksamkeit nach Berlin zurück.

Sein Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen. Nach dem Heimgange des Probstes Peter Vehr, am 10. Oktober 1656, trug der Magistrat ihm das erledigte Diakonat zu St. Nikolai an.

So kehrte er denn, an der Seite der Gattin, im Sommer des folgenden Jahres nach Berlin zurück, wo ihm die Sonne des Lebens schön und freundlich in dem neuen Wirkungskreise aufging — um bald darauf von schweren, unheildrohenden Wolken verdunkelt zu werden.

Und als die Stürme ihn umtobten, als es nicht an Augenblicken fehlte, wo der Glaube des frommen Streiters zu sinken schien — da war es die treue Gattin, die sich, wie es heißt: „in all' ihr Kreuz sehr wohl zu schicken gewußt, also, daß sie nicht allein sich selbst aus Gottes Wort kräftiglich aufgerichtet, sondern auch ihrem Herrn ein Herz eingesprochen und mit freundlichen Worten, mit holdseligen Geberden ihn getröstet und gestärket hat. Ihr liebster Aufenthalt war ihr Haus; hier schaffte

sie emsig und unverdrossen mit weisen Händen das Gute, und ordnete und erhielt mit Vorsicht und Sparsamkeit, was ihr Gott von irdischen Gütern zugetheilt hatte. Nur um die Predigt zu hören, um Dürftige und Kranke zu besuchen, oder Heimgegangene zur letzten Ruhe zu begleiten, verließ sie ihr Haus. Und sah' man sie da auf der Gasse, so spiegelten Demuth und Sittsamkeit sich in ihren Geberden."

Demnach ist es eine leere Erfindung, daß Gerhard durch ein schweres Hauskreuz getrieben worden sei, auf den Schwingen des heiligen Gesanges zum Himmel sich zu erheben, wenn er Widerspenstigkeit und Unfrieden in seinem Hause erfuhr. Noch mehr Glauben fand diese Ansicht, als v. Hippel in seinen „Lebensläufe nach auffsteigender Linie" die wohl mehr scherzhafte als bissige Bemerkung machte: Paul Gerhard habe darum so schön gesungen, weil er ein böses Weib besessen; sobald ihn Gott von der „bösen Sieben" erlöset, sei keine (Blumen-) Sonnenwende mehr in seinem poetischen Gärtchen gewesen.

Das häusliche Glück Beider sollte im Jahre 1658 durch die Geburt einer Tochter erhöht werden, welche indessen am 25. März des folgenden Jahres wieder verstarb. Dauernder wurde ihnen dieser Verlust im August 1662 durch einen Sohn ersetzt, welcher die Vornamen Paul Friedrich erhielt; er war der Stolz und die Freude seiner Eltern bis an ihr Lebensende. Später findet sich in dem Kirchenbuche ein zweiter Sohn Gerhards, Andreas Christian, aufgeführt. Dieser, am 1. Februar 1665 geboren, verstarb jedoch bereits am 24. September desselben Jahres, und wurde bei seiner Schwester hinter der Kanzel der Nikolai-Kirche bestattet.

Schwerer aber, als durch diese Verluste, sollte jetzt der Glaube Gerhard's geprüft werden.

Um den religiösen Spaltungen zwischen den Lutheranern und Reformirten Einhalt zu thun und eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen, hatte der Große Kurfürst die wohlmeinendsten

Verordnungen ergehen lassen. Nichts desto weniger nahmen die gegenseitigen Anfeindungen, und mit ihnen die unwürdigsten Auftritte innerhalb der Kirche mehr zu, als ab. Da erließ Friedrich Wilhelm das Edict vom 16. September 1664. Dasselbe gebot den Parteien, sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten und dem andern Theile keine ungereimten, gottlosen Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Consequenzmacherei aus seinen Dogmen abgeleitet würden. „So wollen Wir," heißt es ferner, „hiermit abermals ernstlich anbefohlen haben, daß wenn Jemand — er sei reformirt oder lutherisch — begehren wird, sein Kind ohne Exorcismus taufen zu lassen, der deshalb angesprochene Prediger, ohne Erwartung ferneren Befehls, die Taufe also verrichten soll." Den Zuwiderhandelnden wurde nicht nur mit Amtsentsetzung, sondern nach Befinden auch mit härteren Strafen gedroht; zugleich auch bestimmte der Kurfürst, daß die Geistlichen sich durch Unterschrift eines Reverses ausdrücklich dazu verpflichten sollten.

Gerhard konnte sich zur Unterzeichnung nicht entschließen. Die strengste Gewissenhaftigkeit im Festhalten an dem einmal beschworenen Bekenntniß und Ritus seiner Kirche, — die Besorgniß, vor Gott und sich selbst durch die geringste Abweichung strafbar zu werden, ließen ihn die Ausstellung des Reverses verweigern.

Wenngleich diese Gewissenhaftigkeit — die allerdings nicht frei von einer Befangenheit in seinen theologischen Ansichten — zu weit getrieben war, so verdient sie doch als höchst ehrenwerth bezeichnet zu werden, wenn man sich in die Denkungsart des damaligen beschränkten Zeitgeistes zurückversetzt. Vermochte doch der Mann, dessen Sanftmuth und Friedensliebe allgemein bekannt waren, und der die tiefste Ehrfurcht vor seinem Landesherrn hegte, die Reformirten als seine Mitbrüder nicht anzuerkennen — „wenn auch unter denselben Christen wären."

Das Konsistorium bestand aber in seiner Sitzung vom 16.

Februar 1666 auf die Unterzeichnung des Reverses, indem es bei fortgesetzter Weigerung mit der Entlassung vom Amte drohte.

„Ich habe mich schon längst bedacht", erklärte Gerhard, „und werde meine Meinung wohl nicht ändern."

Die Entsetzung erfolgte — sie brachte einen tiefen Eindruck in ganz Berlin hervor. Bevollmächtigte der Bürgerschaft und Gewerke ersuchten den Magistrat um seine Verwendung für den „geehrten und geliebten Geistlichen, der wider den Glauben und die Glaubensgenossen des Kurfürsten nie geredet, geschweige denn sie geschmähet habe, sondern Jeden und Alle zum wahren Christenthum geführt, und keine Seele mit Worten oder Werken angegriffen."

Auf die wiederholten Bittgesuche des Magistrats und der Bürgerschaft ließ der Churfürst sich endlich bestimmen. Gerhard durfte im Amte verbleiben, ohne den Revers zu unterschreiben; nur sollte er den Edicten gemäß sich bezeugen. Aber auch diesem Verlangen nachzukommen, erklärte er sich außer Stande.

So blieb dem Kurfürsten, welcher die Gotteshäuser nicht zur Stätte des Haders gemacht sehen wollte, nichts Anderes übrig, als durch Rescript d. d. Cöln an der Spree, den 4. Februar 1667, zu bestimmen:

„Wenn der Prediger Paul Gerhard das ihm von Seiner Churfürstlichen Durchlauchtigkeit gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er dann vor dem höchsten Gott zu verantworten haben wird: so wird der Magistrat in Berlin ehestens einige andere friedliebende geschickte Leute zu Ablegung der Probepredigt einladen, aber selbe nicht eher vociren, bis sie zuvörderst Sr. Churfürstlichen Durchlauchtigkeit von dero Qualitäten unterthänigsten Bericht abgestattet haben."

Gerhard entsagte nun freiwillig dem Amte — zum größten Schmerz der Gemeinde, — mit voller Seelenruhe und dem freudigen Bewußtsein, den Frieden mit Gott und seinem Gewissen gerettet zu haben.

„Es ist solches nur ein geringes Berlinisches Leiden", erklärte er; „ich wäre auch willig und bereit, mit meinem Blute die evangelische Wahrheit zu versiegeln, und als ein Paulus mit Paulo den Hals dem Schwerte darzubieten."

Nach einer weitverbreiteten Sage soll Gerhard, nach seiner Amtsentsetzung, mit Frau und Kind aus Berlin verwiesen worden sein. In dem Gasthofe eines Ortes, woselbst er übernachtete, sei die Gattin, aus Besorgniß um die Zukunft, in Thränen zerflossen, worauf er ihr die Worte des 37. Psalmen: „Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen!" zugerufen habe. Und selbst ergriffen von den Worten, sei er hinausgegangen in den Garten und habe das Lied seiner Lieder gedichtet:

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt
Der allertreu'sten Pflege
Deſſ', der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da Dein Fuß gehen kann" —

und zwar nach Anleitung der obigen Bibelworte, die den Anfang der einzelnen Verse bilden. Da sei der christliche Sänger noch an demselben Abend für sein Gottvertrauen belohnt worden, denn besondere Boten des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg hätten ihm ein Schreiben ihres Gebieters überbracht, das ihm nicht nur eine baldige Anstellung, sondern auch bis dahin ein Jahrgehalt zugesichert.

In dem Städtchen Lübbenau wird noch jetzt die Laube gezeigt, in welcher der Schwergeprüfte jenes Lied gedichtet haben soll.

Die Grundlosigkeit dieser Erzählung ist bereits überzeugend nachgewiesen. So führt Rambach in seiner „Anthologie christlicher Gesänge", Thl. 3. S. 11. aus, daß dies Lied schon vor dem Jahre 1659 — also bereits acht Jahre vor Gerhards Amtsent-

setzung — verfertigt worden sei. Abgedruckt findet dasselbe sich in Ebelings, damaligen Musikdirektors der Hauptkirche zu Berlin „Neu gesetzten Melodien zu Gerhards geistlichen Liedern. Berlin 1666 und 1667", mit einer Zueignung vom 20. August 1666, also ein volles halbes Jahr vor Erlaß des kurfürstlichen Befehls.

Einen anderen, gleichsam stehenden Artikel in den Nachrichten über Gerhard bildet die Entstehung des Liedes:

„Ist Gott für mich, so trete
Gleich Alles wider mich 2c.",

in welchem die Strophen:

„Kein Hunger und kein Dürsten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des großen Fürsten
Soll mir ein' Hind'rung sein",

ebenfalls auf die damaligen Verhältnisse des Dichters sich beziehen sollen. Doch auch dies Lied ist bereits in der Rambach'schen Ausgabe, und zwar unterm 1. Mai 1666, abgedruckt.

Paul Gerhard hatte weder mit Noth noch Sorgen zu kämpfen, denn die dankbare Gemeinde ließ es sich nicht nehmen, den ehemaligen theuren Seelenhirten zu unterhalten; auch hatte wirklich der Herzog Christian ihn genöthigt, ein Jahrgehalt anzunehmen, nachdem Gerhard eine Einladung nach Merseburg abgelehnt.

Inzwischen hatte der Magistrat zu Lübben (die damalige Hauptstadt der Niederlausitz und dem Herzog zugehörig) Unterhandlungen mit Gerhard wegen Uebernahme des Archidiakonats an der dortigen Hauptkirche angeknüpft. Aber bevor dieselben zu einem Endresultat führten, sollte dieser aufs Neue in der Schule der Leiden geprüft werden.

Am Abend des 28. Februar 1668 erkrankte seine Gattin, und schneller als gedacht setzte der Tod ihrem Leben ein Ziel. Am 5. März, gegen Mittag, bat sie den Gatten mit lächelndem Munde, ihr aus dem geschriebenen Gesangbuche Passions- und Sterbelieder vorzulesen. Gerhard erfüllte diesen letzten Liebesdienst mit von Schmerz zerrissenem Herzen — — kurz darauf

entschlummerte sie sanft unter dem Weinen und Beten der Ihrigen.

Der frühe Tod der Dahingeschiedenen (im 46. Lebensjahre, nach 13jähriger Ehe) erregte Trauer und Klage in der Gemeinde, erzeugte aber auch die herzlichste Theilnahme für den zurückgebliebenen Gatten. Ihr entseelter Leichnam wurde in der Nikolaikirche, hinter der Kanzel und vor der Kapelle der Familie Distelmeier, bestatter.

Gerhard trat sein neues Amt in Lübben am Trinitatisfeste 1669 an; doch nur wenige Jahre war es ihm vergönnt, in demselben zu wirken. Am 7. Juni 1676 entschlief der lebensmüde Greis mit den Worten aus dem achten Verse seines eigenen Liedes „Warum sollt' ich mich denn grämen" —: „Kann uns doch der Tod nicht tödten!" als Pastor primarius, im Alter von siebenzig Jahren. Er wurde in der dortigen Hauptkirche, und wahrscheinlich in der Nähe des Altars bestattet.

Es wird erzählt, daß Gerhard, während des Todeskampfes in einen sanften Schlummer versunken, mit deutlicher Stimme und freundlichem Lächeln jene letzten Worte mehrmals wiederholt, und beim Erwachen mit dem Ausdrucke der Siegesgewißheit gesagt habe: „Nun ist Alles gut, ich weiß es nun: mich kann kein Tod tödten!" Als man ihn daran erinnerte, daß diese Stelle in seinen Liedern stehe, schüttelte er leise und lächelnd sein Haupt und deutete mit der Hand nach oben, als wollte er in diesem Ausspruch einen Höheren erkennen, der ihm denselben eingegeben habe.

Auch hier hatte er oft mit großer Schwermuth und Seelenangst zu kämpfen. In solchen Augenblicken soll er sich in das Gotteshaus begeben und, vor dem Bilde des Gekreuzigten knieend, durch Gebet aufgerichtet und gestärkt haben. Auf solche Weise, so meldet die Ueberlieferung, sei am Altare der Lübbener Kirche das Morgenlied entstanden: „Wach' auf, mein Herz, und singe" 2c. In Verbindung hiermit wird der 2. Vers des Liedes gebracht:

„Heut', als die dunklen Schatten
Mich ganz umgeben hatten,
Hat Satan mein begehret —
Gott aber hat's gewehret."

Gerhards Bildniß, von dem Sohne des verewigten Predigers Schweder gemalt, hängt neben dem Haupteingange unserer Nikolaikirche, in welcher er von heiliger Stätte herab das Wort Gottes verkündigte. Es zeigt uns die edlen, sanften Züge des christlichen Dichters, dem die Fülle und Tiefe eines glaubensvollen Gemüthes Gesang und Klang wurde; dessen liederreiche Seele in allen Verhältnissen des Lebens frohe und ernste, kräftige und weiche Gesänge hervorriefen. Sagt doch schon Dr. Feustking von ihnen: „Es fällt und fleußt ihnen Alles aufs lieblichste, vollen Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; die meisten nach Luthers Weisen oder anderer alten Meister Tönen, lieblich und herzlich. In Summa: Alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, ergreifet und tröstet."

So sind seine Lieder, einhundertundzwanzig an der Zahl, als sein köstlichster Nachlaß uns geblieben. Und gewiß, so lange Sinn und Gefühl, wie Bedürfniß für echt christliche Erbauung vorhanden, so lange auch wird Paul Gerhards Passionslied: „O Haupt voll Blut und Wunden" von Millionen Zungen in jeder evangelischen Kirche am Charfreitag ertönen — wird der Name dieses größten deutschen Liederdichters des 17. Jahrhunderts fortleben in unvergänglicher Ehre!

Etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nachdem das schöne Gerhard'sche Lied „Nun ruhen alle Wälder" ein volles Jahrhundert unbeanstandet gesungen worden, erhob sich die Kritik und fand es lächerlich, daß die leblosen Bäume und Felder wachen oder schlafen sollten. Jene Kritiker wollten von der lyrisch-elegischen Poesie der Natur nichts wissen —: daß, wie ein Dichter sagt, der Wald wach werde, wenn auf seine Wipfel die Morgensonne scheint; daß gegen Mittag eine schwüle Stille sich über

ihn verbreite; gegen Abend dort geheime Zauber walten im Rauschen und Flüstern des Laubes, und daß er des Nachts ruhe. Sie hätten das Lied, obgleich Virgil die Wälder in seiner Aeneïde gleichfalls schlafen läßt, am liebsten aus dem Gesangbuche beseitigt, wenn dies eben möglich gewesen wäre. Denn jene „ruhenden Wälder," sie standen ein für allemal fest in der Phantasie des Volkes — sie hatten eine Art von Bürgerrecht erworben.

So legte man denn die bessernde Hand auch an dieses Kernlied, so daß es nunmehr hieß:

„Nun ruhet in den Wäldern,
In Städten und auf Feldern
Sanft schlummernd, was da lebt."

Die unnütze Breite: „Nun ruhet sanft schlummernd", hielt man für eine Verbesserung! Eben so entsprach dem Bedürfniß der wissenschaftlichen Forschung die Stelle nicht: „Es schläft die ganze Welt", und wurde denn diese in die „halbe" verwandelt.

Das vor etwa zwanzig Jahren erschienene neue Gesangbuch brachte auch Gerhards „ruhende Wälder" wieder zu Ehren.

VIII.

Generalfeldmarschall Otto Christoph, Graf v. Sparr.

Eine gewaltige und glorreiche Zeit steigt mit dem Namen des ersten preußischen Feldmarschalls und seiner Heldengenossen vor unsern geistigen Blicken auf. Und wenn „der preußische Staat so fest auf seiner Armee, wie die Erde auf den Schultern des Atlas ruht,“ so gebühren Dank und Bewunderung — nächst dem Großen Kurfürsten, welcher die Bahn zur Macht und Größe dieses Staates gebrochen — seinen ruhmreichen Heerführern, denen ihre Zeit den blutgetränkten Lorbeer dargereicht . . . .

Otto Christoph v. Sparr erblickte im Jahre 1605 zu Lichterfelde bei Neustadt-Eberswalde das Licht der Welt. Aus der Jugendzeit und dem Beginn seiner militairischen Laufbahn ist uns nur wenig bekannt geworden; doch scheint er, wie so viele Adelige der Mark, unter die kaiserlichen Fahnen Wallensteins getreten zu sein.

Sein Vater, der Frei- und Erbherr zu Lichterfelde und Mitbesitzer von Prenden (bei Bernau), Arnd v. Sparr, verstarb bereits im Jahre 1617.

Zum kaiserlichen Oberst 1637 ernannt, war Sparr im folgenden Jahre, mit Genehmigung des Kaisers, bei Einrichtung der kurbrandenburgischen Artillerie durch Georg Wilhelm behülflich. Dann zu Ende desselben Jahres auf einer Reise nach Minden

begriffen, nahm ihn eine pfälzische Patrouille bei Warendorf gefangen, doch wurde er bald darauf wieder in Freiheit gesetzt.

Nach mancherlei Kriegsthaten hatte Sparr 1645 den Rang eines kaiserlichen General-Wachtmeisters inne, und trat dann 1648 in die Dienste des Kurfürsten von Köln, für welchen er am 30. August 1649 die Stadt Lüttich nahm.

Nach dem Nürnberger Friedensschluß requirirte ihn der Große Kurfürst, wie viele andere in fremdherrlichen Kriegsdiensten stehende Landeskinder, noch in demselben Jahre für seine Armee; auch erhielt er später eine Forderung an den Kaiser, zum Betrage von 24,000 Thalern, durch den Kurfürsten angewiesen.

Als im Jahre 1653 die Räumung Kolbergs von den Schweden erfolgt war, leitete Sparr als Gouverneur den Festungsbau daselbst.

Vor Allem aber knüpft sein Ruhm sich an die denkwürdige Schlacht bei Warschau, vom 28. bis 30. Juli 1656. Hier, wo 17000 Schweden und Brandenburger gegen eine fünffache Uebermacht kämpften, führte er an der Spitze des Corps de bataille*) die Entscheidung des Sieges durch die Erstürmung des Gehölzes von Praga herbei.

An diesem Tage (Sonntag, 30. Juli) trug die kurfürstliche Armee an den Hüten grüne Eichenzweige, die noch lange ein Erinnerungs- und Abzeichen der Brandenburger geblieben sind.

Am 16. Juni des folgenden Jahres wurde v. Sparr zum Feldmarschall ernannt; und zwar tritt bei ihm die Verleihung dieser Würde, deren Inhaber den Rang unmittelbar hinter dem Oberkammerherrn (Oberstkämmerer), also die zweite Stelle nach den Prinzen von Geblüt hatten, zum ersten Male in des Wortes vollster Bedeutung auf. Denn wenn auch bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Joachim v. Röbel († 1572 zu Spandau)

*) Das ostpreußische Infanterie-Regiment No. 1, welches den Kernpunkt der Armee bildete, beging am 3. August 1869 sein 250jähriges Stiftungsfest.

als Feldmarschall genannt wird, so hatte diese Charge zur damaligen Zeit doch einen geringeren Werth, indem sie nur den Obersten eines geworbenen Kavallerie-Regiments bezeichnete.

Im Jahre 1657 siegte v. Sparr über die Polen, eroberte 1659 im Kriege mit Schweden Demmin, und führte am 3. August 1664 den glänzenden Sieg über die Türken bei St. Gothardt in Ungarn herbei.

Vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben, wurden ihm zu Ehren Medaillen mit seinem Bildniß geschlagen.

Groß sind die Verdienste des ersten kurbrandenburgischen Feldmarschalls um die Landesfestungen und um die Organisation des Heeres, namentlich der Artillerie. Und wie der Große Kurfürst selbst mit ihm den Plan zur Befestigung Berlins entworfen, so auch verkündet der schöne Thurm der Marienkirche weithin den Namen seines Erbauers.

Denn als am 13. Januar 1661 die Thurmspitze des Gotteshauses, vom Blitz getroffen, in Flammen stand, ließ v. Sparr sofort Geschütze auffahren und dieselbe eben so geschickt als glücklich herabschießen, wodurch dem Umsichgreifen des Feuers Einhalt gethan wurde. Aus eigenen Mitteln begann er dann den Wiederaufbau des Thurmes, dessen Vollendung jedoch bei Sparr's Tode, am 9. Mai 1668 auf Schloß Prenden, noch nicht erfolgt war.

Dieser aber hatte seine Mittel überschätzt, und da er auch im Wohlthun keine Grenzen kannte, so stellte sich nach seinem Hinscheiden eine Schuldenlast von 23,000 Thalern heraus, die der Kurfürst indessen bis auf 11,000 Thaler tilgte.

Sparr's Leichnam wurde am 12. Mai in der Marienkirche beigesetzt, und zwar in der von ihm bereits 1658 errichteten Familiengruft. Der aus Kupfer getriebene und mit reichen Arabesken geschmückte Sarg, dessen dunkler Grund mit Gold damaszirt ist, enthält noch das zerfallene Skelett des Feldmarschalls, gehüllt in einen braunen, mit blauen Atlasschleifen besetzten Sammetrock; sogenannte Tillystiefeln bedecken die Beinknochen.

Ihm zur Seite beigesetzt sind seine beiden Vettern: Reichsgraf Ernst Georg v. Sparr, Erbherr zu Trampe, kaiserlicher Generallieutenant, Generalfeldzeugmeister 2c., 1664 zu Berlin verstorben, — und der Reichsgraf Georg Friedrich v. Sparr, welcher Candia vertheidigte und im Jahre 1676 zu Wien als österreichischer General verstarb.

Ein Marmor-Monument über der Gruft, im Schiff der Kirche, zeigt den Feldmarschall im Harnisch, entblößten Hauptes vor einem mit Kruzifix und Todtenkopf versehenen Betpulte knieend. Hinter ihm hält ein Edelknabe den Helm, während unter der herabhängenden Decke des Pultes ein Hund zu dem Betenden emporsieht. Das Thier wurde, als steter Begleiter und Erretter seines Herrn aus drohender Lebensgefahr, mit einem Kinde der Sparr'schen Familie in einem Sarge hier ebenfalls beigesetzt.

Zwei römische Säulen bilden den Abschluß des Denkmals; sie tragen ein reich geschmücktes Architrav mit dem Wappenschilde, das von Mars und Minerva gehalten wird. Zu beiden Seiten derselben sitzen je zwei, an Geschützen gefesselte Sarazenen, welche an den Türkenzug (1664) erinnern; Trophäen schmücken den Hintergrund.

Das Epitaphium, eines der bedeutendsten Kunstwerke seiner Art, wird dem berühmten Artus Quellinus aus Antwerpen zugeschrieben, welcher dasselbe schon zu Lebzeiten und im Auftrage Sparr's angefertigt.

Gegenüber dem Grabmal befindet sich das lebensgroße, wahrscheinlich von Honthorst*) gemalte Bildniß des Feldmarschalls, völlig geharnischt, den Kommandostab in der Rechten, die Linke in die Seite gestemmt.

*) Wilhelm v. Honthorst, aus Utrecht gebürtig, kam um 1650 nach Berlin, malte viele Portraits und Historienbilder und begab sich 1664 nach Holland, woselbst er zwei Jahre später verstarb. Nach seinem Tode ließ der Kurfürst den Erben eine Forderung von 2000 Thalern auszahlen.

Ein zweites Bildniß eröffnet die Portrait-Sammlung der verewigten sechzig preußischen Feldmarschälle in dem gleichnamigen Saale des Kadettenhauses. Und hier, wo die Heldengestalten auf uns herabblicken, werden wir so mächtig daran erinnert, wie der Große Kurfürst sein durch ihn geschaffenes Heer, den durch die Schrecknisse des grauenvollen dreißigjährigen Krieges verwüsteten, kleinen Staat in kurzer Zeit zu einer Macht und Größe empor gebracht, wie sie noch die späteste Zeit mit Staunen und Bewunderung für den unsterblichen Fürsten erfüllen muß.

Sparr bewohnte das seit 1654 ihm gehörige Haus Nr. 22 in der Spandauerstraße, auf dessen Hof noch heute sein wohlerhaltenes, in Stein gehauenes Bildniß an der Façade des Quergebäudes vorhanden ist. Die darunter befindliche Inschrift rühmt ihn nicht nur als gepriesenen Feldherrn, sondern auch als einen wohlthätig-liebenswerthen Menschen.

Seit 1815 zum General-Postamt gehörig, ist als erster Besitzer des Grundstücks, zu Ende des 16. Jahrhunderts, der Bürgermeister Georg Scholle verzeichnet, welcher dasselbe 1599 den Gebrüdern v. Arnim verkaufte. Von diesen zu einem Freihause gestaltet, vermachte es Graf Sparr nach seinem Tode der Baronin v. Blumenthal, welche noch in dem Sterbejahre des Feldmarschalls (1668) aus Dankbarkeit die vorerwähnte Gedenktafel zur Erinnerung für die Nachwelt stiftete.

IX.

Generalfeldmarschall v. Derfflinger.

Ein glänzendes Lebensbild entrollt sich vor uns, wenngleich die Abstammung des Helden, den Berlin mit Stolz zu seinen berühmten Männern zählen darf, in Dunkel gehüllt ist. Denn jene romantische Ueberlieferung und die sich daran knüpfenden Episoden: Georg Dörfling — wie der Generalfeldmarschall vor seiner Erhebung in den Reichsfreiherrnstand sich nannte — sei ein Schneider gewesen und habe die Elle vor dem Degen geführt, sind durch Nichts erwiesen.

Doch einmal hervorgetreten, vermag keine Macht der Zeit, kein Wechsel der Dinge das Vorurtheil wieder ganz zurückzudrängen — und das Räthsel reizt.

So erzählt Pöllnitz in seinen Briefen: Derfflinger sei von Tangermünde als Schneidergeselle aus der Lehre gekommen, um nach Berlin zu wandern. Als er jenseits an der Elbe gestanden und auf einer Fähre den Strom zu passiren Willens gewesen, hätten die Schiffsleute ihn nicht übersetzen wollen, weil er zur Zahlung des Fährgeldes außer Stande gewesen. Unwillig hierüber, habe er aus Verdruß sein Bündel in den Strom geworfen, das Schneiderhandwerk verschworen und sich nach Tangermünde zurückbegeben, wo er in Söldnerdienste getreten. Weil nun damals das Kriegsfeuer in ganz Deutschland aufgegangen, so sei es dem jungen Kriegsmanne nicht schwer gefallen, seinen Muth und seine Tapferkeit auf eine ganz ausnehmende Art sehen

zu lassen. Seine vorgesetzten Offiziere, außerordentlich mit ihm zufrieden, hätten nicht nur Alles zu seiner Beförderung beigetragen, sondern es sogar dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm hinterbracht, welcher die Tapferkeit nicht nur liebte und belohnte, sondern auch auf das Genaueste zu beurtheilen wußte. Er verließ sich nicht darauf, was ihm Andere davon erzählten, sondern sah selbst seine Offiziere und Soldaten fechten.

Soweit Pöllnitz, dessen Mittheilung dadurch einfach widerlegt wird, daß Derfflinger erst im Jahre 1654, und zwar als ehemaliger schwedischer Generalmajor, in brandenburgische Dienste berufen wurde.

Dieser selbst trat dem Märchen entgegen. Denn als ein Gesandter den Kurfürsten einst bei Tafel fragte, ob es wahr sei, daß er einen General in Diensten habe, der ein Schneider gewesen sei? antwortete Derfflinger, an den Degen schlagend: „Ich bin der Mann, von dem man dieses vorgeben will; hier habe ich aber die Elle, womit ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe!"

Einer anderen Tradition zufolge soll diese Antwort dem Herzog von Holstein-Beck geworden sein, als dieser in unzarter Weise auf Derfflinger's Herkunft angespielt.

Soviel steht indessen fest, daß er am 20. März 1606 im Traunkreise ob der Ems im Oberösterreichischen das Licht der Welt erblickt, und seine Eltern, um den damaligen Religionsbedrückungen zu entgehen, mit ihm auswanderten. Muthmaßlich lenkten sie ihre Schritte nach Böhmen, denn Pauli sagt in seinem „Leben großer Helden", daß Derfflinger die Frucht ehelicher Liebe eines böhmischen Landmannes gewesen sei.

Bereits im Jahre 1695 äußerte der Geistliche zu Hermsdorf bei Berlin, einem Gute des Feldmarschalls, daß man sich wegen der Herkunft desselben keine Mühe zu geben brauche, weil deshalb nichts Gewisses zu erfahren sei. Es habe schon vor etlichen Jahren ein Gelehrter vielen Fleiß darauf verwendet, der aber völlig fruchtlos gewesen.

Eben so wenig verlautet über seine Erziehung und den Lebensberuf, wenn er für einen solchen schon bestimmt gewesen. Denn frühzeitig, und vermuthlich seiner Neigung folgend, trat Derfflinger zu Beginn des dreißigjährigen Krieges unter die Fahnen einer der streitenden Parteien, als welche diejenige des Grafen Heinrich Matthäus von Thurn angenommen wird. Einer der feurigsten Anhänger des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, suchte Jener, nach der Niederlage auf dem weißen Berge bei Prag, in Schlesien sich zu halten. Am 26. Oktober 1622 zur Capitulation genöthigt, erhielt der Graf nebst fünfhundert Mann Dragonern freien Abzug, und begab sich mit seiner Schaar nach der Mark Brandenburg.

Wahrscheinlich nahm auch Derfflinger an diesen kriegerischen Begebenheiten als Thurn'scher Dragoner Theil, da er in der Folge bei der Kavallerie diente.

An jene Zeit knüpft sich folgende Anekdote: Eines Nachts neben seinem Zeltkameraden auf der Streu liegend, warf Derfflinger sich ruhelos von einer Seite auf die andere. Aus seinem Schlummer geweckt, fragte ihn der Kamerad unter Scheltworten nach dem Grund der Beunruhigung.

„Ich kann in dem Gedanken nicht schlafen, wie ich etwa noch ein General werden will."

„Ei," entgegnete ihm mürrisch der Andere, „lieg' und schlafe; ein Lumpenhund kannst Du wohl werden, aber kein General!"

Als Derfflinger dann zur höchsten militairischen Würde emporgestiegen war, fügte es sich, daß jener sein Zeltkamerad die Bürgermeisterstelle in einem kleinen Städtchen erlangt hatte. Dreißig Jahre waren seit jener Nacht vergangen — Derfflinger aber hatte weder die Antwort seines ehemaligen Kameraden vergessen, noch war ihm die Stellung desselben unbekannt geblieben. Er passirte das Städtchen, hielt vor des Bürgermeisters Wohnung und ließ ihn zu sich bescheiden. Das Oberhaupt der Stadt erschien mit der Mütze unterm Arm am Kutschenschlag.

„Kennen wir uns wohl noch, Kamerad?" rief der Feldmarschall ihm zu.

Nachdem Jener es zögernd bejaht, forschte Derfflinger weiter, ob er sich auch noch jener Nacht im Zelte und ihres Zwiegesprächs entsinnen könne. Achselzuckend entgegnete der Befragte: es seien ihm die vorgehaltenen Ausdrücke zwar nicht mehr in der Erinnerung, wenn er dieselben aber gebraucht, so bitte er demüthig um Verzeihung; sie hätten damals als Kameraden mit einander gesprochen, und in solchen Verhältnissen könne man nicht jedes Wort auf die Goldwage legen.

„Aber wer ist denn nun der größte Lumpenhund von uns Beiden geworden — ich oder Du?"

Der Bürgermeister schwieg bestürzt, als Derfflinger, aus dem Wagen springend, ihn umarmte und an ihn die Frage richtete, ob er etwas Gutes zu essen habe?

„Schinken, geräucherte Würste, Fische und Krebse sind in meinem Hause."

„Und ich habe ein Flaschenfutter guten Rheinweins bei mir."

Gingen darauf in's Haus, aßen und tranken weidlich mit einander, und erzählten sich alte Streiche und Schnurren in reichlichem Maaße.

In wieweit diese und ähnliche Erzählungen auf Wahrheit oder Dichtung beruhen, muß dahingestellt bleiben. Derfflinger war ein biederer, zuverlässiger und ehrliebender Charakter, aber auch nicht ohne einen derben Humor. Und so mag er denn, der gern vergnügte Menschen um sich sah, die Neugierigen, welche mit Fragen und Nachforschungen in ihn drangen, oft mit solchen Erdichtungen abgefertigt haben, wie sie der vorerwähnte Geistliche in seinen Annalen fleißig aufgezeichnet hat.

Doch wenden wir uns der unterbrochenen Lebensgeschichte des Helden wieder zu.

Nach dem Einzuge des Grafen Thurn in die Mark Brandenburg trat Derfflinger in schwedische Dienste, und muß, obgleich

keine Nachrichten darüber vorhanden sind, hervorragende Waffenthaten verrichtet haben, da ihm bereits im Jahre 1635 das Patent eines schwedischen Oberstlieutenants zu Pferde, und 1638 als Oberst ertheilt wurde.

Es würde hier zu weit führen, eine Schilderung all' der kriegerischen Begebenheiten zu bringen, denen Derfflinger bis zum Schlusse des westphälischen Friedens beigewohnt. Wie wichtig aber seine Dienste bis 1648 für die schwedische Krone gewesen, geht aus seiner Erhebung zum Range eines oberen Befehlshabers hervor.

Mit dem Friedensschlusse begann Schweden seine Truppen aus Deutschland zurückzuziehen. Derfflinger schied aus seinem bisherigen Dienstverhältniß und begab sich auf seine Güter in der Mark Brandenburg. Hier hatte er sich bereits im Jahre 1646 mit einem Fräulein v. Schaplow aus altmärkischer Familie verheirathet, welche letztere seit langen Zeiten die Güter Wulkow, Hermsdorf und Gusow 2c. besaß. Doch lebte er auch zum großen Theil in Berlin zurückgezogen, bis ihn der Große Kurfürst 1654 als Generalmajor von der Kavallerie in seine Dienste berief.

Als solcher hatte er noch in demselben Jahre die Werbungen gegen Polen zu leiten, von dessen drückender Lehnsherrschaft der Kurfürst, in Verbindung mit dem Schwedenkönige Karl Gustav, sich befreien wollte.

Nach der Schlacht bei Warschau (18. Juni 1656), in welcher Derfflinger das in einem Morast liegende, befestigte Kloster Prement erstürmt und die aus 300 Mann bestehenden Vertheidiger desselben niedergemacht, auch sich des an der schlesischen Grenze liegenden Städtchens Pomst bemächtigt hatte (bei welcher Gelegenheit 600 Polen das Leben einbüßten), ernannte ihn der Kurfürst zum Generallieutenant, und am 20. Juni des folgenden Jahres zum wirklichen Geheimen Kriegsrath.

Während des schwedischen Krieges gegen Dänemark, in welchem Friedrich Wilhelm, dessen Heer durch österreichische und polnische

Truppen verstärkt war, für Dänemark Partei ergriff, wurde Derfflinger im Jahre 1658 zum Generalfeldzeugmeister ernannt, als welcher er großen Antheil an den kriegerischen Begebenheiten hatte. Nach dem Frieden zu Oliva (1660) widmete er sich ganz seinen häuslichen Verhältnissen, vermählte sich, nach dem Tode seiner inzwischen verstorbenen Gattin, zum zweiten Male mit einem Fräulein von Beeren aus dem Hause Kleinbeeren, und erbaute auf seinem Gute Gusow eine Kirche, in der er eine Gruft für sich herrichten ließ.

Am 18. Februar 1670 zu der Würde eines Generalfeldmarschalls erhoben, bewährte Derfflinger sich in derselben auf das Ausgezeichnetste in dem Kriege gegen Frankreich, 1672. Nach dem Frieden zu Vossem, 1673, trat dann eine Verminderung der brandenburgischen Truppen ein, in Folge deren auch das, aus 600 Reitern und 400 Dragonern bestehende Derfflinger'sche Regiment zu Lippstadt entlassen wurde. Für den Chef desselben aber bewirkte der Große Kurfürst, mittelst Instruction vom 12. Januar 1674, durch seinen Gesandten am Wiener Hofe, v. Krockow, die Erhebung in den Reichsfreiherrnstand.

Die Instruction lautet wörtlich:

„Alldieweill wihr die vieljährige getrewe undt tapfere Dienste, So Unß Unser Feldmarschall Georg Dörflinger in so vielen occasionen vndt Heerzugen erwiesen, undt dabey Gnädigst erwogen, daß derselbe von Jugend auf Profession von einem Soldaten gemachet und von der geringsten bis zu der höchsten Staffell der Ehren durch eigene meriten undt rühmliches Verhalten gestiegen, So haben wir längst bedacht, wie er durch Unsre Vermittelung vohr sich undt seine Posteritét ein stets währendes Zeichen seiner Tugend undt Tapferkeit erlangen möge, diesem nach soll Unser Rath und Abgesandte der von Crockow bey I. Kays. Maj. und Dero vornehmsten Ministris ansuchung thuhn, daß besagter

Unser Feldmarschll in dem Stande der Freiherren aufgenommen undt zu dem Ende mit einem Diplomate aufs förderlichste versehen werden möge ꝛc."

Die Erhebung in den Reichsfreiherrnstand erfolgte unterm 10. März 1674.

In demselben Jahre begann Ludwig XIV. von Neuem, Deutschland mit Verheerung zu überziehen, so daß der Große Kurfürst als Reichsmitglied sich genöthigt sah, sein Heer wieder zu vermehren. Die abgedankten Derfflinger'schen Dragoner wurden wiederum angeworben, und der Feldmarschall selbst an den Prinzen von Oranien nach dem Haag entsendet, um das Bündniß mit der Republik Holland, dem Kaiser und Spanien zu bewerkstelligen. Demnächst folgte er mit seinen Regimentern dem Kurfürsten, welcher als Reichsfeldherr nach Heilbronn aufbrach.

Allein nicht nur, daß dieser Feldzug, in Folge eines zweideutigen Benehmens des kaiserlichen Armeebefehlshabers Bournonville, welcher mit den Franzosen im Einvernehmen stand, resultatlos verlief, sondern es fielen auch die von Frankreich aufgereizten Schweden in des Kurfürsten Länder ein. Hinterpommern, Lauenburg und Bütow, die Ucker- und Neumark, die Priegnitz und ein Theil der Mittelmark waren bereits in ihrem Besitz und litten unter den härtesten Drangsalen, als Friedrich Wilhelm, zu Ende Mai 1675, aus Franken aufbrach und nach Magdeburg eilte. Am 10. Juni wurde ein allgemeiner Bußtag angeordnet, um Gottes Beistand zu dem großen Unternehmen zu erflehen, und Tags darauf in einem Kriegsrathe Derfflinger's Vorschlag angenommen: die sicheren Feinde unvermuthet zu überfallen.

In der Nacht des Zwölften brach der Kurfürst mit den Truppen, in Begleitung seines Generalfeldmarschalls, nach Rathenow auf, das am 15. mit Sturm genommen wurde. Derfflinger selbst bemächtigte sich mit einiger Mannschaft der ersten Havelbrücke, hieb die Wache derselben nieder und drang weiter bis zur großen Havelbrücke vor, welche indessen zum Theil zerstört war.

Nach der Einnahme von Rathenow fand dann, am 18. Juni, die denkwürdige Schlacht bei Fehrbellin statt, welche durch die von Derfflinger bewirkte Occupation der Sandhügel von Linum entschieden wurde. Dann sein glänzender Sieg bei Wolgast über Mardefeld, am 22. Januar 1676, worauf die Belagerung von Stettin folgte. Diese Stadt, noch nie erobert, wurde von dem schwedischen Kommandanten, Generallieutenant v. Wulffen, auf das Hartnäckigste vertheidigt — nachdem man in höhnischer Weise an einem der Kirchthürme ein weithin sichtbares Segeltuch mit der Abbildung Derfflingers als eines Schneiders angebracht hatte, — endlich aber am 27. Dezember 1677 eingenommen. Noch an demselben Tage hielt der Große Kurfürst seinen feierlichen Einzug in Begleitung Derfflinger's, welcher bei dieser Gelegenheit zum Ober-Gouverneur sämmtlicher pommerschen Festungen ernannt wurde.

So endete der glorreiche Feldzug dieses Jahres, und der Kurfürst begab sich nach seiner Residenz zurück. Doch die Friedensunterhandlungen zu Nimwegen führten nicht das erwünschte Resultat herbei. Friedrich Wilhelm rüstete von Neuem, sein Feldmarschall sollte ihn begleiten.

Dieser sehnte sich jedoch nach Ruhe — die Körperkräfte begannen ihm zu ermatten. Er schrieb deshalb 1678 seinem Gebieter:

„Vor Ew. Churfürstlichen Durchlauchtigkeit erscheine ich mit diesem unterthänigsten memorial in meiner höchsten Angelegenheit, und habe das feste Vertrauen, daß Ew. Churfüstl. Durchl. in meiner demüthigen Bitte mir Dero gnädiges Ohr nicht versagen werden. Gnädigster Churfürst und Herr! Ew. Churfürstliche Durchlauchtigkeit werden von mir die gnädigste opinion nach dem Grunde der Wahrheit haben, daß ich Dero unterthänigster und getreuer Diener von ganzem Herzen, bis auff diese Stunde gewesen bin; ich werde es auch bleiben, so lange ein lebendiger Othem in meinem Leibe ist, und bin bey

mir selbst versichert, daß ich Ew. Churfürstlichen Durchl. so getreu und redlich mit meinem Leibe und Gemüthe, als Gott mit meiner Seele gedienet habe, wovon ich bis zum Tode nicht lassen will. Und ich danke Ew. Churfürstl. Durchl. in tiefster Unterthänigkeit, daß Sie mir seithero Dero hohe Churfürstliche Gnade höchstmildiglich zugewendet, und mir ein Hohes und Großes anvertrauet haben.

Nun dann aber der liebe Gott mich zu dem höchsten Alter gnädigst kommen lassen, welches täglich mehr und mehr Schwachheiten mit sich führet und meine Dienste mir dermaßen schwer machet, daß ich nun nichts so sehr, als die Ruhe verlange, damit ich in der noch rückständigen wenigen Lebenszeit meinem Gott dienen und mich zu einem seeligen Tode desto vergnüglicher bereiten könnte. Als flehe ich Ew. Churfürstl. Durchl. hiemit ganz unterthänig und demüthig an, mir nunmehr die allergnädigste Churfürstliche Gnade zu erweisen, und gegen bevorstehenden schweren Feldzug, da ich die schweren travaillen unmöglich ausstehen kann, mich meiner Dienste in Gnaden zu erlassen, und dadurch der großen Mühe, worunter mein hohes Alter dennoch liegen bleiben würde, mich zu entheben.

Meine intention ist gar nicht, Ew. Churfürstl. Durchl. den Dienst aufzusagen, oder Deroselben in dem Geringsten zuwider zu leben, dafür mich Gott behüten wird, daß ich nie auf die Gedanken rathe. Es würde mich auch kränken, wenn ich erfahren sollte, daß diese meine unterthänigste Bitte Ew. Churfürstl. Durchl. zu einiger widerigen Bewegung veranlasset hätte, welches ich in Ewigkeit nicht hoffen will, allermaßen Ew. Churfürstl. Durchl. gnädigst versichert sein und glauben wollen, daß, wenn das Vermögen und die Kräfte dem

Willen und meiner Begierde gleich wären, ich die Erlassung meiner Dienste nicht begehren noch suchen wollte. Ich bin auch bereit, Ew. Churfürstl. Durchlaucht in allen andern Dingen außer denen so gar schweren travaillen nach Dero gnädigsten Befehl bis an mein Lebensende getreulich zu dienen, und mich zu alledem willigst und gehorsamst gebrauchen zu lassen, wozu Ew. Churfürstl. Durchl. einen so getreuen Diener capable finden werden. Nun wiederhole ich nochmaln meine unterthänigste und demüthige Bitte, mich der schweren Kriegeslast zu entbinden, und meinen alten abgematteten Leib zu seiner höchst erlangenden Ruhe kommen zu lassen. Ich zweifle nicht, Ew. Churfürstl. Durchl. werden nach Dero hocherleuchteten Verstande gnädigst consideriren meine treu geleistete Dienste, und die unverdrossene Arbeit, die zur Bezeugung meiner unterthänigsten Schuldigkeit ich allemal ohne Falsch und Heuchelei zu erkennen gegeben habe, und mich auf dieses mein demüthiges Ansuchen mit einer gnädigen und erwünschten resolution erfreuen, auch in Dero hohen Churfürstl. Gnade Ihren allergetreuesten Knecht sterben lassen, der nie anders will erfunden werden, als

Ew. Churfl. Durchl.

vnderthenigister
treu gehorsambster
Diener.
H. G. v. Derfflinger.

Doch der Große Kurfürst entgegnete ihm unterm 11. März 1678:

„Wir haben Uns euer gehorsambstes memoriale der gebühr unterthänigst vortragen lassen, und darauß ersehen, was gestalth ihr eures zunehmenden althers halber umb gnädigste dimission gehorsambst ansuchet.

Nun hätten Wir Uns zwar dessen zu dieser Zeith, da man sich zum frühen Feldzugk rüstet, und die campagne herannahet, umb so viele wilfährigkeit und unverdrossenen Eyfer in besonderunge unserer Dienste verspüret, auch selbst von Euch gehöret, wie Ihr diejenigen nebst Uns blâmiret, welche zu einer solchen unbequemen Zeith umb ihren Abschied angehalten.

Daß ihr bey eurem zuwachsenden Alther nach der Ruhe verlanget, ist zwar nicht zu tadeln, wann es nach geendigtem Kriege und wiedergebrachten Frieden geschehe: Wir geben Euch aber selber vernünftig zu ermessen, wann ihr jetzo, da noch alles in crisi stehet, und der Krieg eyfriger alß vormahlen zur erlangunge eines heylsamen friedens fortgesetzt werden muß, quitiren solltet, ob ihr nicht eure so wohl erworbene ehre beflecken und Euch bey aller Welth eine blame zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alther verliehen, es ist wahr, aber er hat Euch auch dabey eine gesunde Leibes-constitution geben, Kraft welcher ihr besser als mancher junger Mann denen Kriegs-fatiguen gewachsen seyd: Wir hergegen seynd nebst einem auch ziemlich hohen Alther vielen beschwerlichen Krankheiten unterworffen, und hätten tausend mahl mehr Ursache Uns nach der Ruhe zu sehnen, jedennoch weilen unser Vorhaben zu einer beständigen Beruhigunge so vieler tausend seelen angesehen ist, seynd Wir entschlossen, auch den rest unserer Kräfte darahn zu setzen und unsere eigene Persohn nicht eher der schweren Kriegeslast zu entziehen, bis solcher vorgesetzter Zwegk erlanget seyn wird. Bey solcher Bewandnus nuhn, und da Wir Euch kennen, ihr auch bereits bei Uns viele sauer und süßes gekosthet habet, so ist es ja besser, daß ihr auch bey uns bis ans Ende ausharret, und nachdem ihr den sahmen

werffen helffen, auch der früchte genießet: welches mit göttlicher Hülffe nach geendigter bevorstehender Campagne geschehen kann.

Wir wollen, wie wir bishero gethan, schon dahin sehen, daß Euch keine befugte Ursache zu klagen gegeben werden solle, wann ihr auch dergleichen zu haben vermeinet, habet ihr Uns selber solches anzuzeigen, so wollen wir demselben schon remedyren: Ihr wisset, wie wir alle zeith in eurem besthen gewesen und so gar Diejenigen, welche Euch nicht, wie sich's gebühret, begegnet, entweder disgracyret und aus Unseren Diensten entlassen, oder nit en campagne gebrauchet haben. Dann wir ja allezeiht beflissen gewesen, die großen und nützlichen Dienste, so ihr Uns geleistet, zu erkennen: Bey Unser militz haben wir Euch zu dem höchsten Ehrenambte, darüber keines, erhoben, auch unsre Danckbahrkeit in anderen stücken spühren lassen, und sollte dennoch etwas darahn fehlen, so seynd wir noch begierig und geneiget, Euch und den Eurigen alle ersinnliche gnade wiederfahren zu lassen. Wir zweiffeln nicht, ihr werdet solches alles der gebühr erwägen und in unseren Krieges-Diensten nach wie vor, bis Uns Gott nach verleihunge ruhigerer Zeithen auch vor unsere Persohnen die ruhe gönnen wird, unverdrossen und mit behöriger appellation continuiren, in welchem Vertrauen wir Euch 2c."

Nach an demselben Tage richtete Dörfflinger an den Hof-Staats-Sekretair Fuchs eine Vorstellung, in der er um Unterstützung seines Gesuches bei dem Kurfürsten nachsuchte.

„Ich aber weis", heißt es darin, „daß die Ursach meines Verlangens valide genug, und die Zeit darin ich meinen Zweck zu erlangen arbeite, nicht verwerfflich ist; weßhalb ich bey meinem Vorsatz beruhe, und nichts

mehr als die Ruhe und neben derselben einen gnädigen Herrn verlange; das übrige alles habe ich dem lieben Gott anheim gestellet, der wird es auch herrlich hinaus zu führen wissen. Leid ist mir's zwar, daß ich Se. Churfürstl. Durchl., den lieben Herrn, verlassen muß, weil aber meine täglich abnehmende Kräffte sich gegen eine so schwere Last nicht mehr wollen animiren noch anfrischen lassen, So hoffe ich gleichvoll annoch, daß Se. Churfürstl. Durchl. mich nicht gar überm Hauffen werfen und ruiniren werden. Ich will den Saamen meiner schweren Arbeit gerne zerstreuet haben, wie woll ich den ersten Grund zu dem, was wir itzo empfinden, nicht legen helffen, und will ich einem andern es von Hertzen gönnen, daß er die besten Früchte an meine stadt genieße, Ich bin vergnügt genug, wenn Se. Churfürstl. Durchl. mir Dero Gnade schenken und mich in die verlangte Ruhe kommen lassen 2c.".

Gleichwohl sehen wir ihn seinem Kriegsherrn auf neuen Siegesbahnen folgen.

Noch befanden sich, nach dem Verluste von Stettin, die starke Veste Stralsund und die Stadt Greifswald im Besitze der Schweden. Beide Orte wurden durch die Insel Rügen gedeckt, wozu die alte und neue Fehrschanze so wie die Insel Dänholm gehörten.

Am 13. September (1678) landeten die brandenburgischen Truppen, trotz widriger Winde, auf 210 Schiffen und 140 Schaluppen, unter Führung des berühmten holländischen Admirals Cornelius Tromp,*) auf der Insel. Derfflinger griff sofort mit seiner Reiterei den General Königsmark in so ungestümer Weise an, daß derselbe nach der alten Fehrschanze sich zurück-

*) Der Große Kurfürst verlieh demselben unterm 28. Dezember 1678, in Anerkennung seiner wichtigen Dienste, die Anwartschaft auf ein erledigtes Lehngut zum Werthe von 12 bis 16,000 Thalern.

ziehen, und von dort nach Stralsund in Sicherheit bringen mußte.

Am folgenden Tage erstürmte Derfflinger mit einem Theil der abgesessenen Reiterei die alte Schanze, welches Schicksal auch der neuen, am 16. September, ohne Blutvergießen bereitet wurde, weil die deutsche Besatzung gegen den Kommandanten Klinckow-ström sich empört und ihn nebst den Schweden daraus vertrieben hatte. Eben so schnell und glücklich erfolgte die Besitznahme der Insel Dänholm.

Nunmehr schritt der Kurfürst zu der berühmten Belagerung von Stralsund, der ehedem unüberwindlichen Veste, die einst sieben verbündeten Fürsten und selbst dem mächtigen Friedland getrotzt hatte, welcher sie wegnehmen wollte, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden.

Graf Königsmark hatte sämmtliche Streitkräfte hier zusammengezogen, um die Stadt auf das Aeußerste zu vertheidigen. Die schriftliche Aufforderung zur Uebergabe wurde am 8. October zurückgewiesen. Nunmehr eröffnete der Artillerie-Oberst Ernst Weiler*) aus 80 schweren Geschützen, 22 Mörsern und 50 Haubitzen in der Nacht des 10. October ein so mörderisches Feuer auf die Stadt, daß dieselbe beim Anbruch des Tages zur Hälfte in vollen Flammen stand. Drei weiße Fahnen, gegen 6 Uhr Morgens auf den Mauern und Wällen ausgesteckt, hielten die Belagerer für ein Zeichen der Capitulation, und so wurde denn ein Trommelschläger und Trompeter mit der Aufforderung des Kurfürsten zur Uebergabe entsendet. Der Feind wollte durch dieses Manöver jedoch nur Zeit zum Löschen der Feuersbrunst gewinnen, denn nicht nur wurde den beiden Abgesandten, sondern auch dem in gleicher Absicht sich nähernden Derfflinger mit Erschießen gedroht.

Von Neuem begannen die Batterien ihr verwüstendes Feuer,

---

*) In Berlin von bürgerlichen Eltern geboren, wurde er 1691 vom Kaiser geadelt, und verstarb 1693 als Generalmajor.

obwohl der Kurfürst eine Vernichtung der Stadt ursprünglich nicht beabsichtigte, derselben vielmehr, bei freiwilliger Uebergabe, den Rang einer freien Reichsstadt zugesichert hatte.

Als endlich der Brand so überhand genommen, daß die Belagerten selbst auf den Wällen der Gluth nicht zu widerstehen vermochten, begannen gegen vier Uhr Nachmittags die Verhandlungen zur Uebergabe der Stadt. Nachdem der Vergleich am 15. zu Stande gekommen, Graf Königsmark mit der Besatzung und dem Geschütz am 18. seinen Abzug nach Schweden angetreten hatte, hielt der Große Kurfürst zwei Tage später seinen feierlichen Einzug in Stralsund.

Nach der Uebergabe von Greifswald, am 6. November, schienen endlich die Kriegsstürme zu schweigen, als plötzlich und unerwartet die Schweden, unter dem Feldmarschall Horn, in einer Stärke von 16,000 Mann verwüstend in Preußen einfielen.

Das kecke Wagniß endete mit der fast gänzlichen Vernichtung des Feindes bei Tilsit, durch den Obersten Treffenfeld, welcher viele Geschütze, 680 Bagagewagen, Hunderte mit Proviant beladene Schlitten, 8 Fahnen und Standarten sowie etliche Pauken erbeutete. Schon am 24. Januar (1679) zog der Kurfürst mit seinem Feldmarschall und den braven Truppen als Sieger in Königsberg ein.

Aller Vortheile dieser bewundernswürdigen Feldzüge ging indessen Friedrich Wilhelm, weil von seinen Bundesgenossen verlassen, durch den Frieden von St. Germain, am 29. Juni 1677, verlustig.

Jetzt erlangte Derfflinger die ersehnte Ruhe, wenn auch nicht in dem Umfange, daß er sich einer völligen Muße hätte hingeben können. Es verblieben ihm immer noch die wichtigen Aemter eines Statthalters von ganz Hinterpommern und dem Fürstenthum Camin; die eines Oberstatthalters aller Festungen, eines Geheimen Kriegsrathes und Generals über sämmtliche kurfürstliche Truppen. Seine Kräfte nahmen indessen mehr und

mehr ab, so daß er zur Stärkung derselben größtentheils auf seinen Gütern leben mußte. Und so vermochte er dem Kurfürsten nicht stets in der gewünschten Weise mit seinen Rathschlägen beizustehen, weshalb derselbe am 19. April 1687 den berühmten Marschall Grafen v. Schomberg in seine Dienste berief.

Derfflinger wurde hiervon mit dem Wunsche benachrichtigt, daß er bald wieder zu völligen Kräften gelangen möchte, damit der Kurfürst seines „guten und vernünftigen Einrathens" auch ferner theilhaftig sein könnte.

Des Feldmarschalls Antwort, d. d. Gusow, 20. April 1687, lautete:

„Ew. Churfürstl. Durchl. gnädigstes Rescript unterm dato Cölln an der Spree, den 19ten dieses, habe ich heute mit unterthänigsten Respect erhalten, und mit mehrem daraus verstanden, wie Ew. p. p. gnädigst resolviret, den Herrn Marschall, Grafen von Schomberg, das Generalat über Dero Trouppen zu conferiren; Ob ich nun zwar wol gemeinet, daß Ew. p. p. meine, Ihro treu geleistete unterthänigste langwierige Dienste, wozu ich auch den rest meines Lebens gänzlich gewidmet gehabt, hätten gnädigst considiren werden, insonderheit da mir Gott nunmehro einen guten Anfang zu meiner Besserung verliehen hat, so habe doch Ew. p. p. gefaßte anderweite gnädigste resolution (die mir in meinem hohen Alter nimmer vermuthet) vernehmen müssen, wie Ew. p. p. aber bei Dero höchsten Betrübniß (dergleichen die Güte Gottes ferner in Gnaden abwenden wolle) ich anitzo meine unterthänigste Notturfft vorzustellen Bedenken trage, also werde bey fernerer meiner erfolgenden Beßerung die Gnade suchen, Ew p. p. in Persohn unterthänigst aufzuwarten, oder da meine völlige Genesung noch etwas anstehen sollte, solches durch ein unterthänigstes Schreiben zu thun,

mich erkühnen, inmittelst aber bin in tiefster devotion
Ew. p. p.

Weitere schriftliche Nachrichten sind in dieser Angelegenheit nicht vorhanden; doch scheint Derfflinger, trotzdem er sich durch die Berufung Schombergs gekränkt fühlte, weil er durch dieselbe seine mit dem Kurfürsten abgeschlossene Capitulation für verletzt hielt, nachgegeben, und dem Kurfürsten so wie dem allgemeinen Nutzen des Landes sich auch ferner nach Kräften gewidmet zu haben.

Als er dann seinen Kriegsherrn, dessen treuer Gefährte er in drang- und glanzvollen Tagen gewesen, zur letzten Ruhestätte geleitet, beschloß Derfflinger sein thätiges Leben. Sieben Jahre noch war es ihm vergönnt, im Kreise seiner zahlreichen Familie zuzubringen, bis am 14. Februar 1695 der Tod seiner ruhmvollen Laufbahn ein Ziel setzte.

„Darauf will ich leben und sterben — Gott wird mir gnädig sein!" Mit diesen Worten, denen ein Gebet des Predigers Sannow voraufgegangen, verschied der neunundachtzigjährige Greis auf seinem Gute Gusow.

So bis an sein Lebensende von einer wahrhaften Frömmigkeit durchdrungen, war Derfflinger ein gleich biederer, zuverlässiger und ehrliebender Charakter, nie die Grenzen der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit überschreitend. Und schlicht, wie er gelebt, wurde auch seine irdische Hülle in der von ihm erbauten Kirche zu Gusow, seiner Bestimmung gemäß, beigesetzt.

Selten wohl sind einem Manne, welcher mit politisch wichtigen Missionen betraut gewesen, der die Stelle eines Geheimen Kriegsraths bekleidete, und dessen Rathschläge jederzeit auf Klugheit und Vorsicht basirten, so müßige, ungereimte Erzählungen und Anekdoten angedichtet worden, als unserem Feldmarschall.

So unter Anderm soll er einst einen Rittmeister mit fünfzig Mann an einen Ort abgeschickt haben, um genaue Nachrichten von den Bewegungen des Feindes einzuziehen und ihm dann Rapport zu erstatten. Dieser schrieb nun in seinem ersten Bericht

beim Datum das Wort Raptim (in Eile) und ließ den Namen des Ortes weg. Als Derfflinger das ihm fremde Wort erblickte, nahm er eine Karte zur Hand, um den Ort Raptim aufzusuchen. Nach längerem, vergeblichen Bemühen rief er seinen Sekretair mit den Worten herbei: „Ich habe den Rittmeister nach N. kommandirt, und der Teufel hat ihn nach Raptim geführet!" Als Jener dann das lateinische Wort lächelnd verdeutscht, rief Derfflinger aus: „Ei, so hätte der Narr mögen auf gut Deutsch hinschreiben: in Eile! und ich hätte mir eine gute halbe Stunde erspart, die ich mit unnützem Suchen verschwendet."

Und als ihm ferner ein Offizier, welcher ebenfalls auf Recognoscirung ausgeschickt werden sollte, bemerkte: „Wir werden unterwegs viel Defilées antreffen," hätte er diesem erwiedert: „Schlagt die Teufel todt!"

Anspruch auf Glaubwürdigkeit macht dagegen die von dem vorgenannten Geistlichen mitgetheilte Episode, nach welcher Derfflinger einst in einer Festung seine mit Speciesthalern gefüllte Lade in Gegenwart eines Unteroffiziers revidirt habe. Dieser, erstaunt über die Menge Geld, sei dann einen Schritt zurückgewichen, als der Feldmarschall ihm befohlen, eine Handvoll davon zu nehmen. Endlich habe der Letztere dies selbst gethan und Jenem ein Geschenk damit gemacht.

Derfflinger hinterließ, außer den Gütern Gusow, Platkow, Wulckow, Clessin, Hermsdorf, Quitemen und Schildberg, die er, bis auf das letztgenannte, von seiner ersten Gemahlin ererbt, auch ein bedeutendes Baarvermögen. Denn neben seinem ansehnlichen Gehalt verschrieb ihm der Kurfürst noch beträchtliche Summen; so unterm 2. Februar 1675, wegen „treu geleisteter Dienste und unverdrossener Sorgfalt in Conservation der Armee", die Summe von 10,000 Thalern. Nach der Schlacht von Fehrbellin wurde dieselbe, wegen der von dem Generalfeldmarschall geleisteteten großen und considerablen Dienste, auf 20,000 Thaler erhöht, und bald darauf erhielt er die ehemalige Comthurei Wildenbruch

verschrieben. Die Wiederabtretung derselben an den Orden sollte nur gegen eine Abstandssumme von 120,000 Thalern erfolgen. Diesen Gunstbezeugungen folgte dann am 13. November 1678 eine Assignation auf 50,000 Thaler, für bewiesene Tapferkeit bei der Einnahme der Insel Rügen so wie der beiden Städte Stralsund und Greifswald. Am 1. September 1679 wurde diese Summe auf 62,000 Thaler erhöht.

Nach Fidicin legte der Große Kurfürst (1683) Derfflinger'sche Dragoner in die Hauptstadt, welche in der schon ziemlich bebauten „Dragonergasse" (heutige Straße) einquartirt waren, und zugleich zur Beförderung von Briefen im Lande (Dragonerpost) verwendet wurden. —

Aus Derfflinger's erster Ehe ging nur eine einzige Tochter, Beata Luise, hervor, welche 1674 die dritte Gemahlin des kurbrandenburgischen Generallieutenants 2c. Kurt Hildebrand von der Marwitz wurde.

Die zweite Ehe war mit sechs Kindern gesegnet, von denen der älteste Sohn, Friedrich, als Generallieutenant der Kavallerie 2c. am 29. Januar 1724 zu Gusow verstarb. Sein jüngerer Bruder Karl blieb als Volontair 1686 bei der Belagerung von Ofen.

Von seinen drei vermählten Töchtern sah Derfflinger eine zahlreiche Nachkommenschaft, zu deren Urenkeln noch jetzt die Grafen von Schönburg, Reuß, Podewils, v. d. Marwitz, v. Bismarck, Bonin, du Rosey 2c. gehören.

Derfflinger bewohnte zuletzt in Berlin das Haus am Köllnischen Fischmarkt No. 4, Ecke der Roßstraße. Von dem Bürgermeister Grieben kaufte der große Kurfürst dasselbe an, und schenkte es 1683 seinem Feldmarschall, welcher das stattliche, auf der Ballustrade mit Statuen geschmückte Gebäude durch Nehring neu errichten ließ. Seine Erben besaßen dasselbe bis zum Jahre 1748.

Von Derfflinger's Bildnissen befand sich im Pötter'schen Hause, in der Spandauerstraße, ein lebensgroßes zu Pferde; ein zweites in seiner eigenen Wohnung, nach welchem Döbbelin das

Kostüm studirte, als er Blume's „Befreites Rathenow" auf die hiesige Bühne brachte. Außerdem hat der Hofkupferstecher Johann Heinzelmann sein Brustbild in außerordentlicher Naturtreue gestochen.

König Friedrich I. aber ließ zum Gedächtniß eine Medaille mit dem Bildniß und den Ahnherren des berühmten Helden — Mars und Herkules, prägen.

X.

Nikolaus Peucker.

„Wie kommt Saul unter die Propheten" — wie Nikolaus Peucker unter die berühmten Männer Berlins? Und doch ist er, der Kammergerichts-Advokat, Stadtrichter und Raths-kämmerer zu Cöln an der Spree, der alleinige Vertreter der Berlinischen Poesie unter dem Großen Kurfürsten.

Zwar sind seine sämmtlichen poetischen Ergüsse nur Gelegenheitsgedichte, und fast alle uns bekannten — einhundert an der Zahl — scherzhaften Inhalts; aber leicht und fließend gereimt, haben dieselben insofern eine geschichtliche Bedeutung, als sie uns die Beschäftigungen, den Haushalt und die Familienfestlichkeiten unserer damaligen Altvorderen bis ins geringste Detail schildern, auch über örtliche Verhältnisse und Sehenswürdigkeiten manch' interessante Notiz gewähren.

Fanden die Großen und Gewaltigen der Erde schon bei Lebzeiten ihre Sänger, welche den Ruhm ihres Namens an die Sterne knüpften, so hatte Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, keinen begeisterten Poeten zur Verbreitung seines Ruhmes, als — seinen Peucker. Aber was diesem mangelt an Glanz und Pracht der Rede, das wird ersetzt und überwogen durch eine kindliche, echt deutsch-märkische Gesinnung, durch eine liebevoll-staunende Verehrung für den großen Fürsten.

Und so begrüßt denn der ehrliche Peucker 1650 die Rückkehr Friedrich Wilhelms und seiner Gemahlin Luise von Oranien

in naiver Weise als ein Pauker, der dem Zuge singend vorangeht:

„Mein Paukenschlag, das Bom di bi di bom,
Spricht: Friedrich Wilhelm, komm
In's Lusthaus Deiner Märker,
Das fürstliche Berlin!
Verschließ Bellonens Kerker,
Und heiß sie weiter ziehn
Die krieg'rischen Giganten,
Hin zu den Garamanten.
Bom bom di bi di bom!

Mein Paukenschlag, das bum di bi di bum,
Spricht endlich in der Summ':
Komm, Churfürst mit Loysen,
Weil Storch und Schwalbe kömmt,
Vom Frühling eingewiesen.
Vielleicht, was Wesel nimmt,
Das bringt der Storch, darum
Kling' bum di bi di bum —
Das Bum di bumm bumm di bi di bum!

Die Strophen „Vielleicht, was Wesel nimmt, das bringt der Storch," beziehen sich auf den Sohn des Kurfürsten, Prinz Wilhelm Heinrich, welcher am 11. Mai 1648 geboren, und bereits am 20. Oktober 1649 zu Wesel wieder verstarb.

Friedrich Wilhelm, welcher das Lied wegen der darin ausgesprochenen Gesinnung huldreich entgegennahm, schenkte dem Verfasser sein besonderes Wohlwollen, und dieser gefiel sich seitdem unter dem Dichternamen „Pauker."

So wohnte der Poet einer Jagd im Grunewald bei, und bat den Fürsten in nachstehenden Versen um ein wildes Schwein:

„— — Wär' ich einer von den Reichen,
Sofern vermöcht' ich auch so viel, daß ich mir ein hauend Schwein,
Eine Sau, und sollt' es auch endlich nur ein Frischlein sein,
Schafft' in meine Küch' und Haus! aber was ist hier zu sagen?
Giebt nicht Friedrich Wilhelm mir auch einmal von seinem Jagen
Etwas ab, so krieg' ich nichts von Wild-Brate in den Mund."

Friedrich Wilhelm entgegnete ihm freundlich: er solle die Gewährung seiner Bitte nur in Reime bringen, die er (der Kurfürst) dann unterschreiben wolle; auch möge er sich bald mit einem Wiegenliede einfinden, da seine Gemahlin ihn zum glücklichen Vater machen werde.

Peucker verfaßte nun das gereimte Dekret:

„Der große Nimrod giebt Befehl:
Actäon — das ist der von Oppen —
Soll Niklas Peucker seine Kehl'
Mit einem wilden Schweine stoppen.
Er wird dafür, wenn Dorothee,
Die Churfürstin, nach Kindesweh
Sich wohl und glücklich wird befinden,
Ein Wiegenlied zusammenbinden."

Dann erfolgt ein Jubellied über das empfangene Schwein, worin der Poet gleichzeitig seiner Unzufriedenheit über die Berliner Ausdruck verleiht, weil sie seine Verse nicht honoriren:

„Aber meine Poesie hat noch Keinen so bezwungen,
Daß man von der Fischerei, oder auch von einer Jagd —
Wenn's gleich das Geringste wär' — hätt in meine Küch' gebracht.
Nur ein Tönnchen Lübker Bier bot man einstens meiner Zungen:
Das ist Alles! Aber seht, bin ich nicht ein glücklich' Mann,
Der mit seinen Versen kann ganze wilde Schweine fassen?!"

Wie Peucker, der „Mann bei der Stadt", den seine Aemter gewiß ernährten, so oft von seiner Armuth sprechen konnte, muß immerhin als räthselhaft erscheinen.

Nachdem dann die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea, nach sechsjähriger kinderloser Ehe, den Kurprinzen Karl Aemil 1655 geboren, stellte Peucker mit seinem Wiegenliede sich ein, das wegen der Beschreibung des Lustgartens nicht uninteressant ist:

Schlaf' Chur-Printz, Friedrich Wilhelms Sohn,
Damit Du größer wirst
Und endlich Deines Vaters Thron
Besitzest, als ein Fürst.

Es liegt noch keine Sorg' auf Dir,
Drum schlaf' und weine nicht:
Der Krieg, das ungeheure Thier,
Steht draußen, wie man spricht.*)

Wir lassen ihn noch nicht herein,
Und kommt er unvermuth't,
So sagen wir: Du bist noch klein:
Ein Schelm, der Dir was thut!

Dein Vater ist ein starker Held;
Wenn er sein Schwert bewegt
Und mit den Seinen zieht ins Feld,
Wer ist wohl, der ihn schlägt?

D'rum schlaf', es hat noch keine Noth —
Wann ist nicht Krieg gescheh'n?
Und morgen, will's der liebe Gott,
Sollt Du den Garten sehn.**)

Den Garten, den Dein Vater hat
So wunderschön gebaut,
Desgleichen Babylon, die Stadt,
Kaum jemals angeschau't.

Du wirst Dich wundern um den Mann
Mit einem Gabelstiel,
Der Wasser von sich spritzen kann,
Sobald der Gärtner will.***)

---

*) Der polnisch-schwedische Krieg, welcher die berühmte dreitägige Schlacht bei Warschau, am 28. 29 und 30. Juli 1656 herbeiführte.

**) Der Lustgarten, den der Kurfürst 1645 durch den Gärtner Michael Hanff als Blumengarten herstellen, mit Kirsch- und Mandelhecken einfassen und mit mannigfachen künstlichen Anlagen, Statuen ꝛc. schmücken ließ. Namentlich war der Flor der Tulpen, die Friedrich Wilhelm aus Holland bezog, weit berühmt.

***) Die Statue Neptuns, deren unter dem Baumeister Memmhardt bereits Erwähnung geschehen.

Du siehst den wunderschönen Klee
Dem Lenz entgegen gehn,
Und Männchen, weißer als der Schnee,
Nach guter Ordnung steh'n.

Du siehst der Tulpen Atlas an
Und zweifelst, ob auch Hirt,*)
Ein Maler, so schön malen kann,
Als 's hier gesehen wird.

Du wirst durch köstlichen Geruch
Bis auf das Herz ergötzt,
Wenn als ein wolkenblaues Tuch
Violen stehn gesetzt.

Du hörst das liebliche Geschrei
Der Vögel, wenn zumal
Der Amsel Stimme kommt herbei,
Nebst einer Nachtigall.

Du kömmst ins Pommeranzenhaus**)
Und probest den Geschmack;
Du liesest Dir Citronen aus,
Die Welschland kaum vermag.

Nach diesem hältst Du Mittagsruh',
Und wenn Du bist erwacht,
So zeigt man Dir die mülke Kuh,
Aus Holland hergebracht.***)

---

*) Michael Konrad Hirte oder Hirdt wurde 1646 Hofmaler mit einem Gehalt von 400 Thalern nebst freier Wohnung und 3 Haufen Holz. Es sind von ihm noch acht Deckenstücke im Schlosse, und in der Nikolaikirche die Bildnisse seines Schwiegervaters, des Musikers Johann Krüger, so wie des Probstes Peter Vehr vorhanden.

**) Es war dies ein gewöhnliches Treibhaus, und daher nicht zu verwechseln mit dem erst 1685 in einem Bollwerk als Orangerie- oder Pomeranzenhaus in halber Kreisform aufgeführten Gebäude neben dem heutigen Neuen Museum. Als Jenes 1749 zum neuen Packhof bestimmt wurde, erhielt die Straße „Am neuen Packhof" ihre Benennung hiervon.

***) Die kurfürstliche Meierei, von welcher aus die Viehzucht in der

Man weiset Dir den Reiher-Stand,*)
Unlängst hier angelegt;
Und wie bald hier, bald dort ein Land
Das Wild mit Heu verpflegt.

Man führt Dich auf den Neuen Berg**)
Und zeigt Dir Hirsch' und Wild,
Die neue Spree — das Schleusenwerk —
Und noch was sonst viel gilt.

Schlaf' also, lieber Chur-Prinz, schlaf',
Du sollt dies Alles sehn!
Wird das nicht stattlich sein und brav?
Ja, ja, es soll gescheh'n!

Im Uebrigen erstreckten seine Wiegenlieder sich nur selten auf bürgerliche Wiegen.

So klingt aus seinen Poesien der ehrliche, gutmüthige und launige Märker, und dem entsprechend nahm auch der Kurfürst die Gedichte dieses Mannes gnädig auf und würdigte sein Talent, so gut dasselbe damals eben war und sein konnte.

Für den Forscher der Geschichte aber sind Peuckers Gedichte von großem Werth, denn in ihnen spiegelt sich das Eigenthümliche der Zeit und jene edle Einfalt unserer Altvordern wieder, die in der jetzigen Zeit so sehr verkannt und nur selten noch gefunden wird.

Als ein überall gern gesehener Gast dichtete Peucker, mit Ausnahme von Gratulationen und Leichengedichten, seine Gelegenheits-Carmen nur, wenn er darum gebeten wurde. Wie häufig er damit in Anspruch genommen sein mußte, geht aus seinen öfteren Klagen über die große Menge von Geschäften hervor, die ihm oft nicht erlauben wollten, Verse zu machen, weshalb er

---

Mark durch holländisches Zuchtvieh veredelt wurde, befand sich in der heutigen Alten Leipzigerstraße.

*) In dem damals noch umhegten Thiergarten, der bis zum Gensdarmen-Markt, zur Schloßbrücke und der Kronenstraße reichte.

**) Nach Nikolai war dies eine zum Thiergarten gehörige kleine Anhöhe in der heutigen Neuen Grünstraße.

auch manch' guten Freunden die Bitte um Scherz- oder Hochzeitslieder abschlagen müsse.

In den Letzteren nun waren es die Brautsuppen und Mahlzeiten, die hergebrachten Scherze und der Tanz, die von ihm mit besonderer Vorliebe poetisch behandelt wurden. Dagegen findet sich von einer Schilderung des Brautpaares und dessen etwaigen Vorzügen nirgends eine Spur; wohl aber werden die Beschäftigungen der Haushaltung bis ins kleinste Detail ausgemalt.

Hiernach waren Acker- und Feld-, Wein- und Gartenbau der fast ausschließliche Betrieb nicht nur der Bürgerklassen, sondern selbst der Vornehmeren. Da sind es denn die vier Jahreszeiten, bei deren Schilderung in den Hochzeitsgedichten bald ein Landmann, bald ein Schäfer die eingestreuten Lieder nach bekannten Volksweisen anzustimmen hat. Da geben ferner sogar die Wollschur und der Schäfer, der Meister-, Hammel- und Lämmerknecht, die Winter- und Sommersaat, Maienlust und Ernte, Bäume, Obst und Geflügel, so wie endlich auch die sogenannten Bauernheiligen: „Ochsen-Drews" (Andreas), „Gänse-Märten", „Heu-Hans", „Korn-Jäckel", „Haber-Barthel" und „Most-Michel" die beziehungsweisen Stoffe.

Es mußte daher für unsere Altvorderen die Schilderung so naheliegender Dinge von nicht geringem Interesse sein. Die zuweilen derbkomische Ausdrucksweise in derselben muß der damaligen Zeit zu Gute gehalten werden. Gleichwohl hatte der heitere Poet, welcher lebte und leben ließ, Spaß verstand und machen konnte, dennoch einst in einem solchen Hochzeitsgedichte die Schranken der Sitte und des Anstandes dergestalt überschritten, daß eine Klage gegen ihn eingeleitet wurde. Der Präsident des Kammergerichts, v. Rhaden, verurtheilte ihn in eine Strafe von zehn Thalern, worauf Peucker in einer Reim-Supplik sein Mißgeschick dem Kurfürsten erzählt, welcher dann mittelst Rescripts vom 1. November 1673 die Strafe niederschlug.

Es war dies zu einer Zeit, in der, wie er klagt: die Gicht ihn

— — — weder bei dem Tage,
Noch des Nachtes läſſet ruhen.

Dazu kam, daß Diejenigen, welche mit ihm in einem freundſchaftlichen Verkehr geſtanden, zum größten Theil das Zeitliche geſegnet hatten, die jüngere Generation ihm aber wenig zuſagte. Deshalb ließ er ſich denn auch in ſatyriſcher Weiſe auf ſeinem Notariatsſiegel als einen Pauker darſtellen, welcher mit Heftigkeit unter die ihn umſchwirrenden Weſpen und Fliegen ſchlägt, während die Umſchrift lautet: Turbabor sed non perturbabor.

In der letzten Zeit unterſtützte ihn ſeine Tochter mit ihrem poetiſchen Talent.

Nikolaus Peucker verſtarb im Jahre 1675. Siebenundzwanzig Jahre ſpäter gab der Buchhändler Pfeſſer eine Auswahl ſeiner Gedichte unter dem Titel: „Nicolai Peuckers, des berühmten Cöllniſchen Poeten Paucke von 100 ſinnreichen Scherzgedichten“ heraus, denen ein Lobgedicht von Bödicker, Rektor des Cöllniſchen Gymnaſiums, voraufgeſchickt iſt.

Im Gegenſatz aber zu den Klängen ſeiner heiteren Muſe, blickt das Bildniß des altberliniſchen Poeten mit dem ſatyriſchen Notariatsſiegel aus der „luſtigen Paucke“ dem Beſchauer trübe und finſter entgegen.

„Turbabor sed non perturbabor.“

XI.

Feldmarschall Friedrich Armand, Graf v. Schomberg.

Kurz nur war die Wirksamkeit dieses Mannes, welcher seit Turenne's Tode als der größte Kriegsheld Europas galt, in seiner Stellung als brandenburgischer Feldmarschall, doch blieb sein Einfluß auf die Heeresverfassung von großem Werth.

Der rheinländisch-protestantischen Linie der altadeligen Familie von Schomberg entsprossen, wurde Friedrich Armand im Jahre 1615 zu Heidelberg geboren. Er nahm zuerst unter dem Herzog Bernhard von Weimar 1634 Kriegsdienste, wurde dann Wilhelms II. von Oranien erster Kammerherr, und begab sich nach dessen Tode, 1650, nach Frankreich, woselbst er mit dem Range eines Maréchal de Camp, als Capitain-Lieutenant der schottischen Gensdarmen den Grafentitel annahm.

Während des Krieges mit Spanien zum General-Lieutenant erhoben, zählte ihn Turenne wegen seines Muthes und seiner Umsicht zu den vorzüglichsten seiner Generale. Nach dem Friedensschlusse am 7. November 1659 verließ Schomberg den französischen Dienst und begab sich, einer Aufforderung der portugiesischen Regierung folgend, 1660 nach Portugal, das sich im Jahre 1640 gewaltsam von der Krone Spaniens losgerissen hatte. König Alfons erhob ihn 1663 zum Kriegsgouverneur der Provinz Almetejo und zum Grand von Portugal. Als solcher schlug er am 17. Juni 1664 die spanische Armee bei Villa Viciosa, kehrte aber

mit der Thronbesteigung Don Pedro's, und nachdem am 13. Februar 1668 der Friede mit Spanien geschlossen worden war, nach Frankreich zurück.

Ludwig XIV. überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen. Zum Herzog erhoben, dann während des spanischen Krieges zum Marschall von Frankreich, und später, während des Rheinfeldzuges, zum General-Lieutenant befördert, erhielt Schomberg den Auftrag, mit 20,000 Mann in Cleve einzurücken, um den Kurfürsten von Brandenburg zum Friedensbeitritt zu zwingen. Friedrich Wilhelm kam indessen der Ausführung durch Abschließung des Friedens von St. Germain zuvor.

Im Zenith seines Ruhmes stehend, mußte auch er, dem protestantischen Glauben treu bleibend, nach dem Widerruf des Edicts von Nantes, Frankreich verlassen. In Portugal mit Begeisterung aufgenommen, zwangen ihn die Glaubensverfolgungen bald, auch dieses Land zu meiden, und nun begab er sich nach dem Haag, wo der Große Kurfürst ihn persönlich kennen lernte. Schomberg folgte der Aufforderung, in brandenburgische Dienste zu treten, und wurde nach seinem Eintreffen in Berlin, am 29. April 1687, zum wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsrath, zum Statthalter des Herzogthums Preußens und zum General en chef über sämmtliche kurfürstliche Armeen, mit einem Jahresgehalt von 30,000 Thalern und dem unmittelbaren Range nach den Prinzen von Geblüt, ernannt.

Der damals 81 Jahr alte Feldmarschall Derfflinger wurde durch den Großen Kurfürsten mittelst Rescripts vom 19. April 1687 von dieser Ernennung, wie folgt, benachrichtigt:

> „Wohlgeborner besonders Lieber General Feld Marschall. Es ist Euch annoch außer zweifel erinnerlich was Ich mit Euch zum öftern wegen eines tüchtigen und capablen Generals, dem ich meine armee und militz en chef zu commandiren anvertrauen könnte, im gdsten Vertrauen geredet, waßgestalt Ihr auch Jedes-

mahl dafür gehalten, daß unter andern qualitaeten die zu einer so vornehmen charge erfordert werden, Ich sonderlich darauf zu reflectiren hette, daß er ein teutscher, der teutschen sprache kündig seyn müße.

Nachdem ich nun von Tag zu Tage mehr wahrnehme und spüre, wie nützlich und nöhtig mir eine solche person sey, auf die Ich mich verlassen und welche allemahl bey mir gegenwärtig seyn können, umb bey allerhand vorfallenden wichtigen angelegenheiten mir mit raht und taht an Hand zu gehen, zu mahlen, da Ihr nach Gottes Verhängniß nun eine so geraume Zeit hero unpäßlich und nicht im stande gewesen Eure Dienste bey mir zu versehen, Alß hat es sich neulicher Tagen also gefüget, daß der mareschal Graf von Schomberg, welcher der Religion halber Frankreich und Portugal verlassen müssen, sich alhier bey Mir eingefunden und und sich nicht abgeneigt bezeiget meine Dienste allen andern zu praeferiren, ungeachtet Ihm vom Kayser, Engelland und Printz von Oranien allerhand stattliche und vortheilhafte conditiones offeriret worden, Ich habe mich solchennach in Gottes nahmen resolviret demselben in meinen Diensten zu accomodiren, und Ihm die Statthalterschafft in Preußen, wie auch das Generalat über meine Trouppen zu conferiren, Eß seyn die gute qualitaeten, Kriegs-experienz, Tapferkeit und geschicklichkeit dieses Grafen in der gantzen Welt so bekant und hat Er davon in vielfältigen occasionen solche proben abgelegt, daß ich unnöthig achte, Euch von seinen qualitaeten weitleufig meldung zu thuen.

Und gleichwie Ich der zuversicht lebe, daß er Mir und meinem Churfl. Hause gute und nützliche Dienste werde leisten können, Also bin Ich auch versichert, Ihr werdet alß einer von meinen liebsten ältesten und treuesten

Diener, diese meine gefaßte resolution und wahl allerdings in unterthänigkeit approbiren zc.

Schomberg leistete seinen aus Frankreich vertriebenen Glaubensgenossen in Berlin große Dienste. Auf seine Veranlassung errichtete der Große Kurfürst aus den französischen Edelleuten die Grands-Mousquetaires, zu deren Oberst er ernannt wurde.

Es ist vielfach angenommen, daß Schomberg durch die Intriguen Derfflinger's bald darauf aus seiner Stellung verdrängt worden sei. In der That aber mag die Berufung desselben weniger als ein Ersatz für den greisen Kriegsmann angesehen, als vielmehr einer anderen, geheimen Bestimmung unterbreitet werden können.

In England bereitete sich die berühmte Regierungsveränderung vor, welche dann den Prinzen Wilhelm von Oranien auf den Großbritanischen Thron setzte. Friedrich Wilhelm, den Prinzen insgeheim unterstützend, legte diese Verpflichtung auf dem Todtenbett auch seinem Nachfolger auf; und so erschien denn Wilhelm v. Bentink als Gesandter in Berlin, und brachte durch die Unterhandlungen mit Schomberg, v. Fuchs und Dankelmann das Bündniß zwischen dem Kurfürsten und dem Prinzen von Oranien zu Stande.

Darauf marschirten 6000 Brandenburger, unter Befehl v. Schomberg's, als Hülfstruppen nach dem Herzogthum Cleve, und schifften am 19. Oktober 1688 nach England über.

Schomber'gs thatenreiches Leben endete hier in der Schlacht am Boyne-Fluß, den 10. Juli 1690.

Er bewohnte in Berlin das auf Befehl des Kurfürsten 1687 durch Nering für ihn erbaute, sogenannte „Feldmarschallhaus" — das heutige kronprinzliche Palais. In demselben residirte dann, seit 1732, Friedrich der Große als Kronprinz, und Friedrich Wilhelm III. als König bis an sein Lebensende. Hier auch erblickte Friedrich Wilhelm IV. und der Schirmherr Deutschlands, unser König und Kaiser Wilhelm I., das Licht der Welt.

XII.

Freiherr v. Pufendorf.

Ein frisches, thatkräftiges Leben regte sich nach den langen Kriegsjahren, welche die ohnehin schon rohen Sitten noch verderbter gemacht, unter der Regierung des Großen Kurfürsten — gehoben durch die Pflege und Ausbreitung der Künste und Wissenschaften, deren Förderung Friedrich Wilhelm sich zur angelegentlichsten Sorge werden ließ.

Neben der Anlegung einer Gemäldesammlung, eines Kunst-, Münzen- und Antiquitäten-Kabinets, wurde die kurfürstliche Bibliothek*) bedeutend vermehrt und in den Sälen über der Schloßapotheke aufgestellt, wo Thurneisser einst sein Laboratorium hatte. Johann Rave, der berühmte Professor der morgenländischen Sprachen, wurde als Bibliothekar hierher berufen; ihm zur Seite standen, als Gehülfen, der Professor Hendrich aus Frankfurt a. d. Oder und der Rektor des nach Berlin verlegten Joachimsthal'schen Gymnasiums, Vorstius.

Es entstanden Buchdruckereien; der Buchdrucker Ruprecht Völker erhielt 1659 das Privilegium zur Errichtung einer Buchhandlung, uud schon 1661 erschien eine Berlinische Zeitung.

So verbreitete die geistige Kraft dieses großen Regenten sich nach allen Seiten hin mit gleichem Erfolge.

*) Im Jahre 1687 zählte dieselbe 1618 Handschriften und 20,600 gedruckte Bücher, zu deren Vermehrung ein Fonds aus Strafgeldern und anderen Einkünften gestiftet war.

Zu den Koryphäen der Wissenschaft, welche er nach Berlin berief, gehörte Samuel v. Pufendorf, einer der ersten deutschen Geschichtsforscher und Naturrechtslehrer.

Am 8. Januar 1632 in dem Dorfe Flöhe bei Chemnitz, als der Sohn eines Predigers geboren, besuchte Pufendorf die Fürstenschule zu Grimma, und demnächst (bis zum Jahre 1658) die Universitäten Leipzig und Jena. Als Haushofmeister des schwedischen Gesandten Loge am dänischen Hofe, welche Stellung er demnächst übernommen, wurde Pufendorf beim Ausbruch des Krieges zwischen beiden Mächten mit der Familie des Gesandten verhaftet, und erst nach einem Zeitraum von acht Monaten wieder in Freiheit gesetzt.

Während der Gefangenschaft widmete seine geistige Thätigkeit sich dem Studium der Grotius- und Hobbes'schen Schriften über „Recht und Staat", und so entstand, als eine Frucht dieses Studiums, sein Werk „Elementa jurisprudentiae universalis". Er dedicirte dasselbe dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, und dieser errichtete für den Verfasser, 1661, an der Universität zu Heidelberg die erste Professur der von demselben gegründeten Wissenschaft des Natur- und Völkerrechts.

Zu jener Zeit (1667) entstand auch sein berühmtes Buch „De statu reipublicae germ.", das große Sensation und einen gleich heftigen Streit erregte. Unter dem Pseudo-Namen Severinus a Monzambano giebt Pufendorf in diesem Werk eine scharfe Schilderung der widersinnigen Verfassung des deutschen Reiches, indem er dasselbe unter dem Bilde eines republikanischen Körpers darstellt, dessen schlecht zusammengefügte Theile ein abenteuerliches Ganzes repräsentiren. Die Idee dazu soll von dem Kurfürsten selbst ausgegangen sein, und erst nach dem Tode des Verfassers, welcher den Angriffen mit Nachdruck entgegentrat, wurde derselbe als solcher bekannt.

Nach neunjähriger Wirksamkeit berief Karl XI. von Schweden ihn in gleicher Eigenschaft an die neu errichtete Universität zu Lund.

Hier schrieb Pufendorf 1672 die beiden, in der Wissenschaft des Naturrechts Epoche machenden Werke „De jure naturae et gentium,“ und das Compendium „De officio hominis et civis.“

Beim Ausbruch des Krieges in Schonen nach Stockholm übergesiedelt und zum Staatssecretair, königlichen Hofrath und Historiographen ernannt, schrieb er in lateinischer Sprache die Geschichte Schwedens, vom Aufbruch Gustav Adolphs nach Deutschland bis zu Abdankung der Königin Christine. Diesem Werke folgte dann, in deutscher Sprache, die „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten“.

Der Ruf des durch einen edlen, wahrhaft humanen Charakter gleich sehr ausgezeichneten Mannes bewog den Großen Kurfürsten, ihn für den Staatsdienst zu gewinnen. Pufendorf folgte der Aufforderung und siedelte 1686 nach Berlin über.

Zum Hofrath, Historiographen und Kammergerichtsbeisitzer ernannt, wurde er 1690 Geheimerath und, 1694, von Karl XI. in den Freiherrnstand erhoben.

In freisinniger Weise schrieb er nun, auf Veranlassung Friedrichs III., sein Werk „De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni“, das nebenbei eine Schilderung der fürstlichen Höfe enthält und größtentheils aus den Akten des Staatsarchivs geschöpft ist.

Das bedeutende Werk erfreute sich des kurfürstlichen Beifalls in dem Grade, daß der Verfasser die Zusicherung eines Geschenkes von 10,000 Thalern mit der Bestimmung erhielt, daß ihm, wegen mangelnder Fonds, jährlich eintausend Thaler ausgezahlt werden sollten.

Pufendorf erlebte aber die Abtragung dieser Summe nicht; bei seinem Tode verblieben noch 4000 Thaler zur Auszahlung. Seine Wittwe beklagte sich im Jahre 1699, daß sie von diesem Rückstande jährlich nicht allein fünfhundert Thaler, also nur die die Hälfte empfinge, sondern daß man ihr auch die in der Bestallung ihres Mannes festgesetzte Pension von dreihundert Thalern im Etat gestrichen hätte. Doch halfen ihre Bitten nichts,

und so beschloß sie denn ihre Lebenstage in den dürftigsten Verhältnissen.

Bei den ungeheuren Ausgaben und der immerhin mangelhaften Oekonomie seines Hofes vermochte der Monarch, so freigebig er auch gegen die Gelehrten war, in der Ausübung dieser seiner Freigebigkeit sich nicht immer gleich zu bleiben.

Dies mußte auch der Ceremonienmeister und Hofpoet v. Besser erfahren. Er empfing für seine Geistesprodukte dann und wann zwar ansehnliche Geschenke, sah sich aber auch genöthigt, sein bedeutendes Vermögen dem in seinem Amt erforderlichen Aufwande zu opfern und, nach des Königs Tode, in seinem sechszigsten Lebensjahre Berlin zu verlassen.

Gundling, der Geh. Consistorialrath und Professor zu Halle, sagt in seinem Werke „Discours über eine rechte Reichs-Historie“: Viele tadeln den Pufendorf, er habe so Vieles geschrieben, welches er hätte coarctiren sollen. Aber in Ansehung unserer ist er nicht tadelnswerth, ob er gleich en egard der Prinzen und Ministres hätte zuweilen zurückhalten können. Zu wünschen wäre es, daß man ihm die Kammersachen communiciret hätte, denn von den Finanzen Friedrich Wilhelms hat er nichts (veröffentlichen können); wiewohl es dem publico nicht allezeit wäre nützlich gewesen, solche Sachen wissen zu lassen.

Jenem Werke Pufendorfs folgte sein „De rebus gestis Friderici Wilhelmi III“. Dagegen lehnte er, ungeachtet der glänzendsten Versprechungen, den wiederholten Auftrag ab, der Biograph des Kaisers Leopold zu werden, dessen Leben dann Gualdo in drei Folianten beschrieb.

Hochgeehrt wegen seiner Gelehrsamkeit, seines Geistes und ehrenwerthen Charakters, verstarb Pufendorf am 26. Oktober 1694 zu Berlin.

Unter großer Feierlichkeit fand das Leichenbegängniß im Beisein des kurfürstlichen Hofes statt.

Das mit seinem Wappen geschmückte Epitaphium in der Nikolaikirche trägt die Inschrift:

Domini Samuelis Lib. Baron. De Pufendorf. Consil. Intimi Sereniss. Elect. Brand. Ossa hic recubant. Anima coelo recepta. Fama per totum orbem volitat.

Natus is VIII. Jan. MD.C.XXXVII.
Mortuus XXVI. Octobr. M.DC.XCIV.

XIII.

Kunckel.

Auf der Stätte, von welcher heut' das Glockenspiel der Parochialkirche ertönt, herrschte vor zwei Jahrhunderten ein geheimnißvolles Treiben. Christian Albrecht Kunckel, einer der berühmtesten Chemiker seiner Zeit, und des Großen Kurfürsten „Geheimer Kammerdiener" (Alchymist), hatte seit dem Jahre 1681 hier sein Laboratorium.

Ursprünglich stand auf dieser Stätte, und zwar an dem zur damaligen Stadtmauer führenden „freien Fahrweg" (die heutige Parochialkirchstraße) ein herrschaftliches Haus, das sich schon vor dem Jahre 1554 im Besitze des kurfürstlichen Rathes Speckwagen befand. Nach dessen Tode diente dasselbe den kurfürstlichen Holzförstern zur Wohnung und wurde das „Oberförster-Burglehnhaus" genannt.

Der demnächstige Besitzer, Johann Kunckel, war der Sohn eines Glashüttenbesitzers zu Hütten, und um das Jahr 1620 geboren. Als späterer Apotheker und Alchymist trat er dann in die Dienste des Herzogs Franz Karl von Lauenburg, und erfand hier ein Heilmittel für Schwächen und Ohnmachten, das unter dem Namen „Phosphorus mirabilis Kunckelii" seinen Namen weithin berühmt machte.

Sein Ruf führte ihn bald in die Dienste des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen, bei welchem er als „Geheimer Kammerdiener" ein Gehalt von eintausend Thalern bezog. Allein

die neue Stellung wurde ihm durch seine Neider bald genug verbittert. „Kann Kunckel Gold machen", so bemerkte man sarkastisch, als er sein Gehalt erheben wollte, „so braucht er kein Geld; kann er es nicht, weshalb dann soll man ihm Geld geben?"

Daher kam es ihm ganz erwünscht, daß der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, wie Kunckel selbst berichtet, ihn durch seinen Leibarzt Dr. Mentzel einlud, nach Berlin zu kommen, um dem Kurfürsten seinen vorerwähnten Phosphor zu zeigen.

„Also reisete ich nach Berlin", fährt Kunckel fort. „Da ich dann nicht zwölf Stunden darinnen war, so wurde ich durch Dr. Mentzel zum Kurfürsten aufgeführet, von welchem ich mit einer gnädigsten Miene und Darbietung des Handkusses empfangen war; da ich dann über dieses Herrn sonderliche hohe Gnade und Höfflichkeit mich zum höchsten verwundern, und auch zugleich wegen dieser unwürdig empfangenen Gnade vor den Umstehenden mich gleichsam schämen müssen. Wie ich nun etliche Tage mich in Berlin aufhielt, mußte ich alle Abende bei dem Kurfürsten sein, und öfters zum höchsten Verdruß Anderer, die darauf warten mußten, mit ihm zu 2 à 3 Stunden alleine sprechen; denn dieses hochseligen Herren Liebe zu curieusen Leuten, wie auch dessen Freundlichkeit und andere ungemeine Hochfürstliche Tugenden, wodurch er eines Jeden Herz gewinnen konnte, war so groß, daß meine Feder und Kräfte viel zu schwach, solches zu beschreiben."

Für diese seine erste Reise erhielt Kunckel am 11. Januar 1678 durch den Dr. Mentzel ein Gnadengeschenk von einhundert Thalern zugewendet.

Bald darauf wurde er zum andern Male nach Berlin gerufen. Dem Kurfürsten war durch einen Baron das Geheimmittel des Goldmachens für 15,000 Thaler angeboten. Friedrich Wilhelm, welcher am Podagra litt und das Bett hüten mußte, wollte, obgleich eine Probe zu Gunsten des Barons ausgefallen war, Kunckels Urtheil darüber hören. Jener, hiervon benachrichtigt, versuchte den Ankommenden durch Bestechung zu gewinnen;

allein Kunckel wies die ihm angebotenen eintausend Speziesthaler zurück und führte den Beweis, daß der angebliche Alchymist ein Betrüger sei.

Nunmehr scheint Kunckel vom Kurfürsten zum Geheimen Kammerdiener mit einem Gehalte von jährlich fünfhundert Thalern ernannt worden zu sein, denn es heißt bei einer unterm 25. Juni desselben Jahres ihm gezahlten Summe von 100 Thalern: „da er, Kunckel, schon in Diensten gewesen seint."

Ueber die mündlichen Verhandlungen mit dem Kurfürsten in Betreff des Engagements berichtet Kunckel wörtlich: „Wie nun der Hochselige Herr fragte, wie hoch meine Bestallung, da sagte ich Eintausend Thaler. Darauf antwortete er: „Ich will es schon mit Euch machen! Ich gebe zwar meinen Geheimen Räthen nicht mehr; also will ich nicht, daß es den Namen hat. Ich will Euch 500 Thaler geben, so habt Ihr hundert Thaler mehr, als meine andern Kammerdiener. Anstatt der Accidentien, und weil mein Magazin sehr erschöpfet, will ich Euch hundert Thaler darauf (mehr) geben auf Knecht und Pferde."

Zugleich ernannte ihn der Kurfürst zum Aufseher der Kunst- und Raritätenkammer, die um jene Zeit durch einen reichen Schatz seltener Medaillen aus dem kurpfälzischen Legat vermehrt worden war.

Durch Ordre d. d. Potsdam, den 14. März 1681, machte Friedrich Wilhelm seinem Geheimen Kammerdiener das Haus in der Klosterstraße zum „erb- und eigenthümlichen" Geschenk, nebst einer Summe von 1500 Thalern zum Ausbau desselben.

Wie Kunckel berichtet, habe er gegen den Kurfürsten geäußert, daß es in Betreff der Instrumente und Materialien zu seiner Einrichtung oft „scheele Augen bei Hofe setze", und es ihm verdrießlich sein würde, wenn er von Jemandem, Rentmeister oder Anderen, übel angelassen werden sollte. Worauf ihm sein hoher Gönner entgegnet: „Darum dürft Ihr Euch nicht bekümmern — ich frage Niemand darum. Was ich haben will, muß geschehen. Ich habe alle Zeit so viel in meiner Scartol,

daß ich Keinen darum fragen darf. Ich spiele jetzt nicht sonderlich mehr, habe aber öfter tausend Thaler auf einmal verspielt, auch wohl zur Lust so viel in die Luft fliegen lassen. So kann ich auch zu meinem Vergnügen an allerhand Wissenschaften etwas anwenden."

Kunckel richtete sein Haus nunmehr zu einem Laboratorium ein und fertigte hier, in Verbindung mit der Hofapotheke stehend, für den Kurfürsten allerlei „kurieuse" Dinge, Glasflüsse und Maschinen zu physikalischen Experimenten ꝛc., nebenher interessante chemische Versuche anstellend.

So finden sich in einer Specification verzeichnet: Am 7. Juni 1681 zu einer Schmelzprobe die ein „Münch" (Mönch) angegeben: 20 Thaler. Anno 1682, den 3. Februar, gut gethan an Dukaten: 600 Thaler. Den 10. Februar zu Probirungen einiger Sachen, so ein „Frembder" angegeben: 184 Thaler. Anno 1684, den 23. Januar, als eine Gnadenzulage zur Ausfindung des Rubinglases: 200 Thaler. Den 10. Juli ersetzt mit feinem Golde: 100 Thaler. Und unterm 17. Februar 1685: für geliefertes Rubinglas 200 Thaler.

Kunckels Leistungen in dem von ihm erfundenen Krystallglase waren so vortrefflich, daß der Kurfürst ihm ein Privilegium für dasselbe ertheilte. In der nach dem Neuen Museum übergesiedelten Königlichen Kunstkammer zeugen die aufbewahrten Rubingläser in Form von Pokalen, Schüsseln, Näpfen, Schaalen, Tassen, Büchsen und Flaschen von der Kunstfertigkeit ihres Erfinders.

Die kleine Glashütte bei Drewitz, unweit Potsdam, welche Kunckel zu diesem Zweck in Pacht genommen, genügte ihm bald nicht mehr: er verband sich mit dem Besitzer eines größeren derartigen Etablissements auf dem Hackendamm bei Potsdam, Jobst Ludewig.

Doch auch die neue Glashütte gewährte ihm, in Gemeinschaft mit seinem Hause in der Klosterstraße, nicht Raum genug

für seine Experimente und Erfindungen. So schenkte ihm denn der Große Kurfürst im Jahre 1685 den damaligen „Kaninchenwerder" — die spätere Pfauen-Insel. Hier gelangte Kunckel durch sein geheimnißvolles Treiben bald in den Ruf eines Zauberers und Schwarzkünstlers.

Der Handel mit den Krystallgläsern gewährte ihm einen ansehnlichen Gewinn, namentlich führte er dieselben mit kurfürstlicher Genehmigung den Jahrmärkten zu.

Mit dem Tode seines fürstlichen Gönners (1688) sollte auch Kunckels Thätigkeit dort und in Berlin nicht nur ihre Endschaft erreichen, sondern er wurde überdies noch wegen der erhaltenen Gelder, im Betrage von 30,100 Thalern, und deren Verwendung zur Rechenschaft gezogen. Nach „gnädigster Erlassung" seines Gehaltes während 8½ Jahren, der Besoldung eines Laboranten, der Ausgaben für Kohlen 2c. und der Geschenke des verstorbenen Kurfürsten mit 2000 Thalern — welches er vorher zu erweisen, — sollte Kunckel sodann die Summe von 17,502 Thlr. 21 Gr. zurückerstatten.

Dieser beantwortete sämmtliche Klagepunkte mündlich und schriftlich, und fügte schließlich hinzu: „Weil ich, wie vorgedacht, auf keine Rechnung gesessen, sondern Alles auf mündlichen Befehl gethan, was gesehen ist, — weil mir auch Keiner (wie ich wünschen möchte) vorgesetzt worden, unterwerfe ich mich deswegen ganz unterthänigst Ihro Kurfürstlichen gnädigem Ausspruch und Willen. Weil ich mich nicht besser schriftlich vorgesehen, sondern blos mich auf Dero Hochseligen Herrn Vaters Wort verlassen, so lebe der unterthänigsten Hoffnung, Sie werden hierin nach Dero hohem Simbolum mit mir verfahren."

Schließlich wurde Kunckel verurtheilt, von den erhaltenen Geldern 8000 Thaler innerhalb vier Jahren zurückzuzahlen. Diese sollte er durch sein Haus in der Klosterstraße decken, während ihm der „Kaninchenwerder" und das gegenüberliegende Lehnschulzengut Cladow verblieben. Nachdem im Jahre 1689 das

Etablissement auf dem Ersteren niedergebrannt, verkaufte Kunckel sein Haus in der Klosterstraße an den ihm befreundeten Geheimen Rath, Freiherrn v. Enyphausen, und zog sich auf sein Gut Cladow zurück.

Kurfürst Friedrich III. erwarb dann das Haus zum Bau der Parochialkirche.

Der einstige Besitzer desselben sollte aber seine Lebenstage nicht unbeachtet in der Zurückgezogenheit beschließen: König Karl XI. von Schweden berief ihn 1692 an seinen Hof, erhob ihn zum Königlichen Bergrath und, unter dem Namen Kunckel v. Löwenstein, in den Adelstand. Sein Todestag fällt in das Jahr 1702.

XIV.

George Memmhardt.

Die Fackel des dreißigjährigen Krieges hatte bereits zweiundzwanzig Jahre hindurch ihr verheerendes Feuer durch Deutschland und Europa verbreitet, als der unsterbliche Fürst, der zweite Gründer der brandenburg-preußischen Monarchie, Kurfürst Friedrich Wilhelm, den Thron seines Vaters bestieg. Und wie das thatenreiche Leben dieses Fürsten in noch nicht einem halben Jahrhundert aus einem wüsten und verödeten Lande einen blühenden Staat schuf, so auch gewannen Berlin und Köln an Ansehn durch Erweiterung und Verschönerung. Aber während die Umwandlung Beider noch im Werke war, beschloß der Große Kurfürst, seine Residenz mit wirklichen Festungswerken zu umgeben.

George Memmhardt, der damalige Repräsentant der Baukunst, begann das schwierige Werk im Jahre 1658, und vollendete dasselbe nach mannigfachen, durch Kriege herbeigeführte Unterbrechungen im Jahre 1683.

Der auch um die Verschönerung Berlins hochverdiente Mann war aus Holland gebürtig, und wurde 1650 als kurfürstlicher Ingenieur und Baumeister nach Berlin berufen. Noch in demselben Jahr errichtete er in dem später von ihm erweiterten Lustgarten das kurfürstliche Lusthaus, die „Grotte" genannt. Diese stand genau auf der Stelle des jetzigen alten Börsengebäudes und wurde von Memmhard im Jahre 1650, statt des älteren, im dreißigjährigen Kriege verfallenen Lusthauses erbaut. Aus

zwei Stockwerken bestehend, ragten nach der Domseite zwei vierseitige Eckthürme, und an der entgegengesetzten Seite ein runder mit einer Kugel versehener Thurm empor, der eine Aussicht über den ganzen unteren Spreelauf und über die Spandauer Vorstadt gewährte. Im Erdgeschoß befand sich eine mit Muscheln ausgelegte Grotte mit kleinen, von der Wasserkunst im Schlosse gespeisten Vexir-Springbrunnen und einem kolossalen, von Meergöttinnen und Amoretten umgebenen Neptun aus weißem Sandstein. Diese Gruppe befand sich später in dem prachtvollen Garten des „Louisenhofes," dem nachmaligen sogenannten „großen Judengarten" am Ende der Köpenickerstraße No. 167. Gegenwärtig dient die Sandsteingruppe dem Garten in der Königgrätzer Straße No. 47 zur Zierde.

Ein Saal im oberen Stockwerk des Lusthauses wurde von dem kurfürstlichen und später von dem königlichen Hofe während der Sommerzeit zum Diniren benutzt; doch scheint dies mit dem Jahre 1714, als König Friedrich Wilhelm I. die von ihm als überflüssig erachteten Lusthäuser und Schlösser zu möglichst produktiven Zwecken verwendete, nicht mehr der Fall gewesen zu sein.

Im Jahre 1717 richtete dann Jean Barraband die ihm vom König überlassene Grotte, welche schon nicht mehr die Grotte im Lustgarten, sondern „am Exercierplatze" hieß, zu einer Tapetenfabrik ein. Im Jahre 1738 kamen die Kaufmannschaft, die Materialisten und die Hamburger Schiffergilde beim König ein, ihnen den oberen Saal zur Börse zu überweisen, welche denn auch seit 1739 hier abgehalten wurde. Das untere Stockwerk, also die eigentliche Grotte, erhielt der Bildhauer Adam 1746 von Friedrich dem Großen zum Atelier überwiesen.

Nachdem das Gebäude 1791 höchst baufällig geworden, petitionirten die Aeltesten der Kaufmannsgilden wiederholt beim Könige, ihnen dasselbe restauriren oder neu erbauen zu lassen, wobei sie durch ein geschicktes Mittel die Aufmerksamkeit des Monarchen zu erregen suchten. „In unserem Börsenhause," so

lautet das Gesuch vom 8. April 1791, „steht eine sehr schöne und gut conservirte Statue von Allerhöchst Dero Uhr-Grosvater Friedrich des I. glorreichen Andenkens, welche bei dem drohenden Einsturz dieses Gebäudes Schaden zu leiden in Gefahr ist. Ew. Königl. Maj. allergnädigsten Verfügung stellen wir die bessere Aufbewahrung dieses Kunststücks allerunterthänigst anheim ꝛc.“

Welche Statue dies gewesen: ob die im Treppenhause des Akademie-Gebäudes, oder die von Schlüter modellirte und von Jakoby gegossene, gegenwärtig in Königsberg aufgestellte, ist zweifelhaft. Dieser Wink der Aeltesten scheint indessen ebenfalls nichts gefruchtet zu haben, denn es beginnt nun eine Reihe von Verhandlungen bis zum Jahre 1798, in welchem endlich der Abbruch der „Grotte“ begann, um dem 1803 vollendeten Bau des alten Börsengebäudes zu weichen.

Den Platz von 125 Quadratruthen erhielt die Kaufmannschaft für 2000 Thaler mit der Bedingung überlassen, den mit Bäumen zu bepflanzenden Raum vor dem Gebäude als Promenade für Jedermann frei zu lassen. —

Im Jahre 1656 überkam Memmhardt die Aufsicht über sämmtliche kurfürstliche Gebäude, namentlich aber wurde ihm die Fortführung des Schloßbaues übertragen, welcher in dem Portal, gegenüber der Breiten Straße, des Meisters Namen verewigt. Unter seiner Leitung erfolgte gleichzeitig die Renovation des ziemlich baufällig gewordenen alten Schlosses, mit einem Aufwande von nur eintausend Thalern jährlich, wie er denn auch den sogenannten „grünen Hut“ (ein Thurm nach der Spreeseite, welcher zum Gefängniß gedient) wohnlich eingerichtet und den Erker daselbst erbaut hat.

Auch die Anlegung der Linden-Allee, die schon im 16. Jahrhundert als Landstraße durch den bis zum Lustgarten sich erstreckenden Thiergarten über Lützow nach Spandau führte, ist ein Verdienst Memmhardt's. Zu der vierfachen Baumreihe pflanzte die Kurfürstin Dorothea selbst den ersten Baum. Die zu beiden

Seiten der Schleuse von ihm angelegten Baumreihen sind im Laufe der Zeit verschwunden.

Mit der Vollendung des kölnischen Festungsgrabens waren zugleich zwei neue Stadtviertel: Neu-Köln und der Friedrichswerder entstanden. Auf dem Letzteren, dessen Straßenabsteckung und Anbau ihm übertragen war, errichtete Memmhardt — seit 1666 zugleich Bürgermeister dieses Stadttheils — für sich das erste Privathaus. Es ist dies das heutige Commandanturgebäude, gegenüber dem Zeughause. Den Bauplatz erhielt Memmhardt in Anerkennung seiner treuen Dienste mit dem Privilegium zum Geschenk, nur dem Landesherrn unterthan, von jeder anderen Behörde unabhängig und von allen Abgaben befreit zu sein.

Unter seiner Leitung entstanden ferner die Hauptseite des Schlosses zu Potsdam, 1665 das Corps de Logis des Schlosses zu Oranienburg mit der von zwei Porphyr-Säulen geschmückten Haupttreppe, wofür die Kurfürstin ihm ein Geschenk von 500 Thalern verabfolgte. Nach seiner Zeichnung ist endlich auch der bekannte Merian'sche Plan von Berlin 1652 gefertigt.

Memmhardt verstarb, hochbetagt, im Jahre 1678. —

XV.

Nering.

Nach Memmhardt erwarb sich Johann Arnold Nering, der Vorgänger Schlüter's, Eosander v. Göthe's und Bodt's, unsterbliche Verdienste um die Verschönerung Berlins. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt geblieben; eben so liegen seine Jugendjahre und die spätere Zeit in Dunkel gehüllt. Der nach Memmhardt's Tode durch ihn erfolgte Ausbau des Schlosses zu Oranienburg führt seinen Namen zuerst in die Kunstgeschichte ein. Gleichzeitig errichtete er 1679 bis 1681 an Stelle der hölzernen Buden, die im Innern der von Joachim II. zur Tauffeier seiner erstgebornen Tochter Elisabeth Magdalena 1537 angelegten Stechbahn sich befanden, massive Kaufläden mit einer dorischen Bogenlaube, die den Namen „Stechbahn" beibehielten. Zum kurfürstlichen Ober-Ingenieur mit einem Jahresgehalte von nur 400 Thalern ernannt, leitete Nering bis zum Jahre 1688 den Ausbau des Schlosses zu Potsdam.

Namentlich war es aber auch der Monumentalbau des Leipziger Thores, welcher ein herrliches Zeugniß ablegte von seinem Erbauer. Dasselbe stand in der Courtine, deren Richtung die Niederwallstraße zeigt, und zwar auf dem heutigen Grundstück der Friedrichswerderschen Gewerbeschule Nr. 10 daselbst. Mit der Erbauung dieses Thores schloß der Große Kurfürst im Jahre 1683 sein Festungswerk ab. Das Leipziger Thor bildete bis zur Wallhöhe eine bogenförmige, von dorischen Säulen einge-

schlossene Bogenpforte; darüber erhob sich ein mächtiger Aufbau, geschmückt mit gefesselten Sklaven, Trophäen von Waffen und Fahnen ꝛc., während die Inschrift auf einer viereckigen Tafel in goldenen Lettern den Erbauer der Festungswerke und diese selbst verherrlichte. Das Ganze gipfelte in einem flachbogigen Fronton, geschmückt mit einer mächtigen Trophäe und ruhenden Sklaven. Im Felde des Frontons prangte das vom Kurhut gekrönte kurfürstliche Wappen.

Als am 1. Dezember 1688, zehn Wochen nach dem großartigen Leichenbegängnisse Friedrich Wilhelms, ein Blitzstrahl das Thor getroffen, einem der Sklaven den Kopf abgeschlagen und seine Spuren an den Worten der Inschrift „Fridericus Elector Felix“ zurückgelassen hatte, betrachtete man das inmitten des Winters stattgefundene Ereigniß als ein verhängnißvolles Omen. Der Legationsrath Besser, damals noch nicht geadelt und mit der Würde eines Ceremonienmeisters bekleidet, — ein Mann von Geistesgegenwart und nebenbei ein Dichter, den nicht leicht eine Aufgabe in Verlegenheit zu setzen vermochte (wie solches seine zahlreichen Impromptu-Dichtungen beweisen), wußte auch in diesem Falle durch ein poetisches, in zahlreichen Exemplaren verbreitetes Impromptu der Sache eine günstige Wendung zu geben. Das Poëm lautet:

Der Blitz berührte jüngst die eine von den Pforten,
Und traff die Unterschrift an Friedrich Wilhelms Thor.
Der Vorwitz ist besorgt, ob den gestreifften Worten;
Was aber stellt man sich für frembde Deutung vor!
Der Held, dem dies geweiht, ist aus der Welt entwichen,
So heiligt es der Blitz, indem er es bestreicht,
Und hat zu unserm Trost hingegen unterstrichen,
Was nicht mit in das Grab von diesem Helden weicht.
Sein „Friedrich“, „Chur“ und „Glück“ weicht nicht, es ist geblieben.
Wer glaubt dem Himmel nicht, der dieses unterschrieben!

Mit der Beseitigung der Festungswerke verschwand auch das Leipziger Thor im Jahre 1739.

9

Zu den Bauwerken Nerings gehört ferner das sogenannte Fürstenhaus in der Kurstraße Nr. 52 u. 53, welches der Staatsminister Freiherr v. Dankelmann 1674 erbauen ließ. Nachdem derselbe in Ungnade gefallen, bestimmte Kurfürst Friedrich III. den Palast zur Wohnung für fremde Fürsten, welche hierher zum Besuch kamen.

Das d'Heureuse'sche Eckhaus Nr. 4 auf dem Köllnischen Fischmarkt ließ der Generalfeldmarschall v. Derfflinger in seinen jetzigen Hauptbestandtheilen ebenfalls durch Nering im Jahre 1683 erbauen. Schon im 16. Jahrhundert war dasselbe mit seinem, weit in die Roßstraße sich hinein erstreckenden Hof eines der ansehnlichsten Gebäude. Im Jahre 1567 besaß das Grundstück der Bürgermeister Grieben, bis der Große Kurfürst seinen Generalfeldmarschall damit beschenkte.

Noch ließ Friedrich Wilhelm durch Nering für den hochberühmten Marschall v. Schomberg das sogenannte „General-Feldmarschallhaus" erbauen — das spätere und jetzt wieder kronprinzliche Palais in verjüngter Gestalt. Ursprünglich war dasselbe nach holländischer Art mit toskanischen Pilastern verziert, während auf den Schornsteinen die damals beliebten Symbole der Erd- und Himmelskreise prangten.

Auch die Kurfürstenbrücke, welche mit ihrem Hauptschmuck, der am 11. Juli 1703 aufgestellten Reiter-Statue des Großen Kurfürsten, der Residenz ihren Stempel unverlierbar aufgeprägt, ist ein Werk Nerings. Mit fünf Bogen in einer Länge von 160 Fuß aus Pirnaischen Quadersteinen im Jahre 1692 begonnen und 1695 vollendet, fand die Einweihung der damaligen Langen-Brücke schon am 5. November 1694 durch das Hinüberfahren der Prinzessin Therese Kunigunde, Tochter des Königs Johann Sobieski von Polen, statt. Als Braut, oder vielmehr schon durch procura vermählte Gattin des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, wollte Kurfürst Friedrich III. (nachmalige König Friedrich I.) durch eine besonders ehrende und glanzvolle

Aufnahme sich sowohl gegen Polen als auch gegen Bayern aufmerksam zeigen; und so empfing er denn zu Rosse die polnische Königstochter am Georgen-, späteren Königs-Thor bei der Königsbrücke, und geleitete die Prinzessin, neben dem Schlage der prachtvollen Hofkarosse herreitend, über die Lange Brücke nach dem Schlosse. An jenem Tage besaß dieselbe noch keine Balustrade — die Prinzessin mußte sich mit einem provisorischen Feierlichkeitsgeländer begnügen. Eigenmächtig hat der Berliner, stolz auf den Schmuck seiner Stadt, die Lange Brücke später in „Kurfürsten-Brücke“ umgetauft.

Nach Vollendung derselben legte der Kurfürst am 25. Mai 1695 eigenhändig den Grundstein zu dem von Nering entworfenen Zeughause, dessen hintere, an den damaligen Festungsgraben mit seinen Bastionen sich anlehnende Front eine runde Form erhalten sollte. Doch die nicht kunstgerecht aufgeführte Wölbung jener Seite stürzte in demselben Jahre, nach Nerings Tode, wieder ein, und das Zeughaus erhielt nun durch Grünberg die heutige Gestalt eines Vierecks. Ein gleiches Geschick traf die von Nering 1685 begonnene Parochialkirche. Durch ein Versehen des Hofmauermeisters Braun stürzte 1698 ein Theil des Gewölbes zusammen, und auch hier veränderte Grünberg den Bauplan der Kirche in ihrer heutigen Gestalt.

Nach Errichtung des zur Belustigung des Hofes dienenden „Hetzgartens“ auf dem Terrain des späteren Kadettenhauses, Neue Friedrichstraße Nr. 13, zum Ober-Baudirector, dann 1691 zum Ober-Director sämmtlicher kurfürstlichen Gebäude mit Beibehaltung seines ursprünglichen Gehaltes von 400 Thalern ernannt, legte Nering die Friedrichstadt mit ihren gradlinigen, breiten Straßen an. Nach seinen Zeichnungen entstanden 300 Häuser in denselben.

Ein Schlagfluß endete 1695 das Leben dieses Baumeisters.

XVI.

Benjamin Raule.

Wie der Große Kurfürst zuerst eine geregelte brandenburg-preußische Armee geschaffen, so auch muß der Ursprung unserer Seemacht auf diesen gewaltigen Herrscher zurückgeführt werden.

Benjamin Raule, ehemaliger Schöffe und Rathmann der holländischen Stadt Middelfahrt — ein im Seewesen erfahrener und kühner Mann — wurde, zum Schutze der preußischen und hinterpommerschen Küsten gegen die Schweden, 1675 von dem Kurfürsten beauftragt, eine größere Anzahl bewaffneter Schiffe, zunächst auf die Dauer eines Jahres, zu stellen. Gleich auf einem der ersten Streifzüge gelang es dem entschlossenen Raule, neunzehn beladene feindliche Schiffe längs der Nord- und Ostseeküste aufzubringen. Bald aber stellte es sich heraus, daß diese Fahrzeuge zum Theil auch holländisches Gut geladen hatten, und so wurde denn von diesen Freistaaten die Klage auf Seeraub gegen Raule erhoben, welcher durch schleunige Flucht nach Berlin sich rettete. Hier trat er ganz in die Dienste des Kurfürsten, und wurde mit der Direction des gesammten brandenburgischen Seewesens betraut.

Nachdem Raule mit den drei Fregatten „Berlin", „König von Spanien" und „Kurprinz", nebst den beiden Schoonern „Potsdam" und „Cleve", am 24. Juli 1675 auf der Höhe von Jasmund, nach heißem Kampf über eine Abtheilung der schwedischen Flotte, einen glänzenden Erfolg errungen, erhielt er

1678 Befehl, die kurfürstliche Armee nach der inzwischen von den Schweden unter Königsmark genommenen Insel Rügen hinüber zu führen. Demgemäß schiffte das 12,000 Mann starke Heer am 9. und 10. September bei Peenemünde auf 210 Segelschiffen und 140 Landungsschaluppen sich ein, steuerte nach Putbus und stieg in der Nähe der „Schwedenschanze," unter dem Feuer der feindlichen Kanonen, ans Land. Nach den beiden entscheidenden Siegen bei der Schanze zu Alten-Fähr und bei Stralsund war der Kurfürst im Besitze von Schwedisch-Pommern, das ihm leider durch den traurigen Friedensschluß von St. Germain-en-Layn, am 29. Juni 1679, wieder verloren ging.

Der Bestand der jungen Flotte, welche ihre Siegesbahn so glänzend begonnen, war nunmehr auf 6 Fregatten und 2 kleinere Fahrzeuge festgestellt, Raule als Director des Seewesens auch fernerweit bestätigt und ihm das 1661 erbaute kurfürstliche Ballhaus, welches die No. 1 auf dem nach ihm benannten, heutigen „Raule's Hof" führt, als Geschenk zur Wohnstätte überwiesen. Er ließ dasselbe ausbauen, und das Geschäftslokal der brandenburgischen Marine, sowie der afrikanischen Handelsgesellschaft darin herrichten.

Raule hatte im Jahre 1681 die beiden brandenburgischen Schiffe „Morian" und „Wappen von Brandenburg" auf eigene Kosten und mit Genehmigung des Kurfürsten, unter dem Befehl des Kapitains Blonk, nach der Küste von Guinea geschickt, um eine Kolonie daselbst zu gründen.

Nach Abschluß eines günstigen Vertrages mit dreien der Negerhäuptlinge, in welchem dieselben erklärten, den Kurfürsten von Brandenburg als ihren Souverain anzuerkennen, mit keinen anderen als brandenburgischen Schiffen in Handelsverkehr zu treten, und die Anlegung eines Forts zu gestatten, wurde sofort in Königsberg und Pillau die „Afrikanische Handelscompagnie" etablirt.

Nicht allein der Kurfürst, sondern auch andere vermögende, namentlich Berliner Bürger, steuerten ansehnliche Geldsummen

zum Fonds der Kompagnie bei, und bald darauf wurde der durch seine Reisen berühmte Major von der Gröben mit einhundert Soldaten nach Guinea geschickt, um auf dem Kap der „drei Spitzen“ das Fort anzulegen.

So entstand 1683 Fort „Groß-Friedrichsburg“, durch zwanzig Kanonen und eine kleine Garnison geschützt.

Im folgenden Jahre unterwarfen sich die Neger der unfern gelegenen Ortschaften Akade und Takarari dem Kurfürsten, und sandten einen der Vornehmsten aus ihrer Mitte nach Berlin, um eine Unterwerfungsakte zu überreichen. Dieser wurde mit großer Pracht aufgenommen und mit Geschenken überhäuft, um seinen Landsleuten einen Begriff von der Größe und Macht ihres neuen Herrn beizubringen.

Im Jahre 1685 nahm dann der Kurfürst die zwischen den grünen und weißen Vorgebirgen gelegene Insel Arguin in Besitz, und ließ auf derselben ebenfalls ein Fort errichten.

Die über alle diese Unternehmungen mißgünstigen Holländer begannen aber der entstandenen Kolonie die größten Hindernisse in den Weg zu legen; Beeinträchtigungen mancherlei Art riefen nicht nur große Verdrießlichkeiten hervor, sondern brachten auch dem sonderbaren Unternehmen nicht den gehofften Vortheil. Die Kolonie erhielt sich deshalb auch nur bis zum Jahre 1720, in welchem Friedrich Wilhelm I. sämmtliche preußische Besitzungen in Afrika für eine geringe Summe der holländischen Kompagnie überließ.

War schon mit dem Tode des Großen Kurfürsten der Aufschwung der brandenburgischen Seemacht erlahmt, so wurde auch Raule, ihr Schöpfer, durch die Günstlinge Friedrichs I. gestürzt. Des Betruges angeklagt, erfolgte seine wiederholte Verhaftung und die Confiskation seiner Besitzungen, zu denen auch das heutige Friedrichsfelde bei Berlin (damals „Rosenfelde“) gehörte. Erst nach langwieriger Untersuchung wurde er 1702 als gerechtfertigt aus Spandau entlassen.

Er verstarb im Jahre 1707 auf seinem Gute Wittenberge.

Raule's Grundstück in Berlin, dessen bereits Erwähnung gethan, wurde von einem späteren Besitzer, dem Hofrath Cölsch, zu größeren Baulichkeiten verwerthet. Namentlich entstand auf demselben das Haus No. 1a an der Alten Leipzigerstraße, welches dann im Jahre 1774 der durch seine gleichnamigen Pulver noch jetzt bekannte Arzt Kurella besaß.

XVII.

Andreas Schlüter.

Das Haus in der Brüderstraße Nr. 33, Ecke der Neumannsgasse, trägt in den Nischen der obersten Etage vier Kolossalbüsten. Sie gemahnen uns, als äußerer Schmuck seiner Wohnstätte, an den Genius eines der gewaltigsten unter den unsterblichen Bildnern, an den nordischen Michel-Angelo — Andreas Schlüter.

In Hamburg 1662 geboren, zog er in früher Jugend mit seinem Vater, einem unbedeutenden Bildhauer, nach Danzig und trat daselbst bei dem Meister David Sapovius in die Lehre. Von Warschau, wohin ihn König Johann Sobieski von Polen seit 1691 in seine Dienste berufen, folgte er 1694 einer Einladung des Kurfürsten Friedrich III. als Hofbildhauer, mit einem Gehalte von 1200 Thalern, nach Berlin. Im Jahre 1699 zum Schloßbau-Direktor mit einer Zulage von eintausend Thalern ernannt, ist sein Meisterwerk die prachtvolle, reich nnd symmetrisch verzierte südliche Façade des Schlosses, in dessen Innern er, namentlich durch die Ausschmückung des Rittersaales, dessen Hauptverzierungen von ihm eigenhändig in Stuck gearbeitet sind, seinen schöpferischen Geist ebenfalls bekundet. Ferner das Corps de Logis des Schlosses zu Charlottenburg und die dortige Orangerie; dann das Palais für seinen späteren Gegner, den Grafen von Wartenberg, und die heutige Loge Royal York in der Dorotheenstraße, als Wohngebäude für den Oberhofmeister von Kameke

(1712). Von seiner eminenten Schöpferkraft zeugen ferner: die Statue Königs Friedrich I., jetzt in Königsberg, der Sarkophag dieses Monarchen und diejenigen seiner Gemahlin Sophie Charlotte sowie des Prinzen Friedrich Ludwig im hiesigen Dom; die Marmorkanzel in der Marienkirche, zu deren Aufstellung Schlüter den mächtige Pfeiler des Kirchenschiffes durchschnitt und durch vier Sandsteinsäulen stützte, welche den Aufgang zur Kanzel bilden; und endlich die Ausschmückung des Zeughauses, namentlich mit jenen weltberühmten Larven sterbender Krieger über den Schlußsteinen der nach dem Hofe zu gelegenen Fenster.

Gleichzeitig war Schlüter, neben dem Historienmaler Augustin Terwesten, Direktor der Akademie der Künste, nachdem er im Jahre 1696 sich nach Italien begeben hatte, um die besten Abgüsse berühmter Bildwerke zu erwerben. Denn der Kurfürst wollte in seiner neuen Akademie auch das Studium der Antike einführen.

Vor Allem aber ragt des Meisters Werk, als ein Triumph der bildenden Kunst in Erz, vor uns auf: die Reiterstatue des Großen Kurfürsten, mit dem Gesammtausdruck des Wirkens und Denkens dieses verewigten Herrschers.

Schlüter begann das Werk im Jahre 1697 — zunächst mit einem drei Fuß hohen Modell, welches, von dem Stückgießer Johann Jakoby in Bronze ausgeführt, noch gegenwärtig in der Königlichen Kunstkammer sich befindet. Hierauf modellirte er in kolossalem Maßstabe das Streitroß und den Reiter, im Kostüm eines römischen Imperators mit Waffenrock und Mantel dargestellt, den Kommandostab in der Rechten haltend, den Blick gerichtet auf den damals unter des Künstlers Leitung zu neuer Pracht nud Größe sich gestaltenden Herrscherſitz.

Ueber das Original des Rosses und dessen Modellirung berichtet die Chronik wörtlich: „Um nun ein recht ausnehmendes Urbild und Muster zu erhalten, wonach diese Bildsäule eingerichtet werden könnte, so wurde des kurfürstlichen Herrn Bruders, des

Markgrafen Philipp Wilhelms Reitpferd und dessen Abschilderung zu Grunde gelegt, welches nach dem Urtheil aller Pferdekenner fast alle Schönheiten an sich hatte, die von einem fürstlichen, munteren Reitpferde erfordert werden, so daß es für das vollkommenste Gewächs in seiner Art gehalten wurde. Dieses schilderte der damals in großem Rufe stehende Maler Merk in dem hinter dem Mühlendamm vor der Fischerbrücke belegenen Fischbeck'schen Hause (der Wohnung des Künstlers) ab. Wenn das Pferd zur Parade oder zum Zeichnen stehen sollte — welches in einer Stube geschah, — so wurde es vorher geritten und warm gemacht, damit die Adern sich desto deutlicher zeigen möchten. Nach dieser Zeichnung bildete der Ober-Bau-Direktor Schlüter ein Muster in der erforderlichen Größe aus Gyps."

Der kurfürstliche Stückgießer Martin Hinze lehnte den Guß der Reiterstatue aus einem Stück, zu welchem 350 Centner Metall erforderlich waren, ab, und so erbot sich der Ober-Inspektor Johann Jakoby zur Ausführung desselben.

In Hessen-Homburg geboren, wanderte Jakoby als simpler Schmiedegeselle nach Frankreich, woselbst er in einer königlichen Eisengießerei Beschäftigung fand und von dem berühmten Balthasar Keller in der Kunstgießerei unterrichtet wurde. Im Jahre 1697 nach Berlin berufen, war seine erste Arbeit der Guß der Statue des Kurfürsten Friedrich III., ebenfalls nach Schlüter's Modell, welche gegenwärtig in Königsberg aufgestellt ist. Die Tradition, daß der eingewanderte unbekannte Künstler zuerst in einem Weinkeller von der erwähnten Ablehnung des Stückgießers Hinze gehört, und sich hierauf zum Guß der Reiterstatue des Großen Kurfürsten erboten habe, wird nach dem Voraufgeführten genugsam widerlegt.

Die baulichen Verhältnisse der Stückgießerei in dem ehemaligen Bollwerke hinter dem Zeughause ließen indessen die Sicherheit des Gusses als gefährdet erscheinen, und so mußte Schlüter auf derselben Stelle ein neues Gießhaus erbauen. Hier erfolgte

am Nachmittage des 22. Oktober 1700 der Guß der Reiterstatue, in Gegenwart des Markgrafen Christian Ludwig und des ganzen Hofes. Am 6. November wurde die Form zerschlagen und von dem Kurfürsten, noch vor seiner Abreise zur Königskrönung, das wohlgelungene Werk in Augenschein genommen. Bei dieser Gelegenheit veranstaltete Jakoby eine Festlichkeit für seine Arbeiter, während welcher sechs derselben durch eine Oeffnung in das Standbild hinabstiegen, sich daselbst „bequem" aufstellten und ein Glas Wein leerten. Zugleich wurde mit besonderer kurfürstlicher Genehmigung durch eigens zu diesem Feste verfertigte „Kammerchen" gefeuert.

Eine geraume Zeit nahm die mühsame Arbeit der Ciselirung in Anspruch, während welcher die Vorbereitungen zur Aufstellung getroffen wurden. Auf dem mittleren Bogen der Langen Brücke, welche in den Jahren 1692 bis 1695 von Nering aus Pirnaischen Quadersteinen mit einem steinernen Geländer erbaut wurde, erhob sich das Piedestal aus weißem Marmor im Roccoco-Styl. Ein Bronce-Hautrelief mit allegorischen Darstellungen wurde in die Seiten eingelassen. Auf der Vorderseite enthält die unter der Krone und dem königlichen Wappen nach außen gewölbte Tafel die Inschrift:

DJVO. FRJDERJCO. GUJLJELMO. MAGNO. S. R. J. ARCHJC. ET. ELECT. BRANDENB. SUO. PATRJAE. EXERCJTUUM. PATRJ. OPT. MAX. JNCLYTO. QUUM. JNCOMPARABJLJS. HEROS. DUM. VJXJT. AMOR. ORBJS. AEQUE. AC. TERROR. HOSTJUM. EXTJTJSSET. HOC. PJETATJS. ET. GLORJAE. AETERNAE. MONUMENTUM. L. M. Q. P. FRJDERJCUS. PRJMUS. E. SUA. STJRPE. REX. BORUSS. AN. A. CHR. NAT. MDCCIII.

Rechts das personificirte Kurfürstenthum, die Königskrone im Schooße tragend, umgeben von fürstlichen Tugenden und Thaten, dahinter das Schloß in seiner alten Form; links das

Königthum, dem Andenken der Vorfahren Gedächtnißmale bauend, im Hintergrunde das neue Schloß.

Die Aufstellung der Bildsäule erfolgte am 11. Juli 1703, dem Geburtstage des Königs, unter glänzenden Festlichkeiten; die Enthüllung sollte am folgenden Tage stattfinden.

Freudig erregte Volksmassen wogten in früher Morgenstunde durch die Straßen der Residenz nach dem Schauplatze der Festlichkeit. Am südlichen Flügel des Schlosses waren drei Escadrons Garde du Corps, vor der damaligen Domkirche auf dem Schloßplatz eine Kompagnie Kadetten, und neben diesen, die Breitestraße hinunter, die Bataillone von der Garde zu Fuß in vier Gliedern aufgestellt.

Kaum war der achte Glockenschlag vom Kirchthurme verhallt, als Pauken- und Trompetenklang den Beginn der Feierlichkeit verkündeten. Vom Schlosse aus eröffneten den Festzug vierundzwanzig Trompeter und Paukenschläger, ihnen folgten vier Herolde in ihren prächtigen Wappenröcken, und demnächst, unter Anführung des Oberhofmarschalls Grafen von Wittgenstein, die Hofkavaliere zu Pferde.

Als der Zug auf der Brücke angelangt war, fiel die Umhüllung des Standbildes, die Trommeln wirbelten und der erste Herold verlas folgende Proklamation:

„Demnach Se. Königliche Majestät von Preußen, unser Allergnädigster König und Herr, Ihren in Gott ruhenden glorwürdigsten Herrn und Vater, dem Durchlauchtigsten Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Friedrich Wilhelm dem Großen, zu seinem und seiner unsterblichen Heldenthaten ewig währenden Angedenken, die allhier stehende Statue haben setzen und aufrichten lassen: so wollen Se. Königliche Majestät auch solche Statue von Allen und in Allem heilig, unverletzt und in Ehren gehalten wissen. Welches zu Jedermanns Kundschaft hiermit öffentlich ausgerufen und angedeutet wird."

Hierauf wurden die Stücke auf den Wällen der Stadt

dreimal abgefeuert, von den Thürmen ertönte das Geläute der Glocken, und sämmtliches Militair zog salutirend an dem Standbilde vorüber. Der König verweilte während der Ceremonie mit seiner Familie in dem nach der Spreeseite gelegenen Oraniensaale des Schlosses. Ein Gottesdienst in sämmtlichen Kirchen beschloß die Feier des denkwürdigen Tages.

So erhob sich denn in unverhülltem Glanz die hohe verewigte Gestalt, den Blick gerichtet nach der aufsteigenden Königsburg, dem Herrscherſitz seiner ruhmreichen Ahnen.

Auf der langen Brücke aber standen an jenem Tage zwei schlichte Bauern inmitten der sie umwogenden Menge. Nachdem Beide das Standbild lange Zeit und entblößten Hauptes betrachtet, begann der Eine: „Das ist wohl was Schönes! Aber hast Du je einen Reiter ohne Hut gesehen?" — „Es muß wohl," entgegnete der Andere, „sehr hitzig und scharf zugegangen sein, wo derselbe Herr gewesen, weil er nicht allein den Hut, sondern auch die Steigbügel vom Sattel verloren" . . .

Das Meisterwerk, lange Zeit der einzige monumentale Schmuck der Residenz und der Stolz ihrer Bewohner, erregte seit der Enthüllung das allgemeinste Aufsehen. Schlüter wurde in den Adelsstand erhoben, während Jakoby das königliche Brustbild, als Medaillon an goldener Kette zu tragen, und eintausend Thaler für den Guß erhielt. Die Gesammtkosten beliefen sich, einschließlich des Gießhausbaues, auf 34,571 Thaler.

Noch aber waren die vier Sklaven am Piedestal, als Symbole der hauptsächlichsten von dem Großen Kurfürsten bekämpften Nationalitäten, im Gusse nicht vollendet — der Künstler hatte sie einstweilen in Gyps, mit Metallgold belegt, hinzugefügt. Nach Schlüters Entwurf zwar von seinen Schülern Becker, Brückner, Henzi und Nahl (dem Vater) geformt, von ihm jedoch in Wachs gänzlich überarbeitet, sind auch diese Figuren als sein Werk zu betrachten. Zur Ciselirung desselben wurden drei Goldarbeiter aus Prag hierher berufen.

Wie an die Statue manche Sage sich knüpft, so auch soll die Gräfin Piper, Gemahlin des ersten Ministers Karl's XII. von Schweden, bei ihrer Anwesenheit in Berlin (1706) eine Anspielung auf den Sieg bei Fehrbellin in jenen Gestalten erblickt haben, in Folge dessen die Figuren über Nacht von dem Postament entfernt worden seien. Die Veranlassung zu dieser Tradition mag indessen die zu jener Zeit erfolgte Aufstellung der vollendeten Bronze-Sklaven gegeben haben.

Eine andere Sage läßt den ehernen Reiter in der Neujahrsnacht das Postament verlassen. Er hält seine Rundschau, um zu sehen, was seine Saat für Früchte gereift, ob Recht gedeihen und Licht — ob seine Nachkommen die Ehre des Hohenzollernhauses bewahrt. Ein schönes Zeugniß für das Andenken des Fürsten und für die Kunst des Bildners.

Dann knüpft sich an das römische Gürtelbild die Behauptung, daß dasselbe auf ein, von dem Kurfürsten den Flammen entrissenes Kind anspiele, welches der Erretter auf dem Rosse mit sich hinweggeführt habe.

Eine letzte Sage hat die Volksphantasie mit dem tragischen Ende des Künstlers verwebt. Darauf aufmerksam gemacht, daß er an den Pferdehufen der Statue die Eisen vergessen, hätte Schlüter, aus Schaam und Verzweiflung über diesen Fehler an dem sonst makellosen Werke, von der Brücke herab in den Fluthen der Spree sich den Tod bereitet.*)

*) Das schwerfällige steinerne Geländer der Brücke wurde gegen Ende der zwanziger Jahre von Schinkel durch ein geschmackvolleres aus Eisenguß ersetzt.

Hervorgerufen durch die unvergleichlich schöne Patina, welche nach und nach das Standbild überzog, hatte die Meinung bei der großen Menge sich eingeschlichen, daß unter dem Einfluß der freien Luft das Erz allmälig sich in Gold verwandle. Noch jetzt sind an den Füßen der Sklaven die dieserhalb gemachten Versuche des Anfeilens sichtbar, bis zur Abwehr eines solches Unfugs ein Wachtposten aufgestellt wurde, dessen Wiedereinziehung erst vor etwa 25 Jahre erfolgte.

Die Veranlassung zu Schlüter's Sturz gab der Münzthurm an der heutigen Adlerecke des Schlosses.

Friedrich I. gefiel sich in dem Gedanken, den höchsten europäischen Thurm in seiner Hauptstadt zu besitzen, den das aus Holland verschriebene und später der Parochialkirche zugewendete Glockenspiel krönen sollte.

So wurde denn der Künstler im Jahre 1701 beauftragt, den vorerwähnten Thurm, welcher ehedem zum Betriebe der Wasserkunst gedient hatte, bis auf 280 Fuß zu erhöhen.

Schlüter, das Schwierige, wenn nicht die Unmöglichkeit des Baues voraussehend, bemühte sich vergeblich, den Monarchen von seinem Lieblingsplan abzubringen. Und so handelte er denn, einen Ruhm in dem Gelingen des kühnen Unternehmens erblickend, seiner besseren Einsicht zuwider und — begann das Wagniß.

Bald aber stellte es sich heraus, daß das Fundament zu schwach sei. Schlüter ließ das Gewölbe verstärken, aber gleichwohl zeigten sich im Jahre 1703 neue Risse. Nun wurden nicht nur die Grundvesten durch Strebepfeiler verstärkt, sondern 1705 sogar ein zweites Fundament angelegt. Vergebliches Bemühen; der schon bis über die Hälfte vollendete Thurm mußte im Juni des folgenden Jahres wieder abgetragen werden.

Dieser Unfall, der seiner Zeit großes Aufsehn und die Unzufriedenheit des Monarchen erregte, gab Schlüters Neidern und Feinden erwünschte Gelegenheit zum Sturze desselben. An ihrer Spitze standen der eitle und gegen hochverdiente Künstler neidische Eosander v. Göthe und der Graf v. Wartenberg.

Zur Zeit, in welcher die Gräfin vom Könige Friedrich I. Monbijou zum Geschenk erhielt, waren die beiden Basreliefs an dem äußeren Portal No. 5 des königlichen Schlosses entstanden. Der Künstler, in gespannten Verhältnissen mit dem Grafen lebend, stellte auf dem einen der Basreliefs die Gerechtigkeit dar, wie sie eine zusammengeschobene Waageschale seitwärts hält; auf dem

andern einen entschlafenen Löwen, auf dem eine Venus ruht, in der Linken die Keule des Herkules, mit der ein Liebesgott spielt. Das gräfliche Ehepaar deutete diese Anspielungen — ob mit Recht oder Unrecht, muß dahingestellt bleiben — auf seine Verhältnisse zum König, als dessen Favoritin die Gräfin zu gelten sich bemühte.

Eine Untersuchungs-Commission, bestehend aus den Mitgliedern Eosander, Grünberg und Sturm, wurde eingesetzt; und diese Männer brachten es dahin, daß Schlüter seines Amtes als Oberhofbaumeister verlustig ging, welches nunmehr auf Eosander übertragen wurde.

Noch sind im Archiv die Zeichnungen Schlüters zu jenem Münzthurm vorhanden, und unter derjenigen des Fundaments stehen von des Künstlers Hand die in sichtbarer Erregung niedergeschriebenen Worte: Das ist die Stelle alles meines Unglücks.

Schlüter hielt sich seitdem als „königlicher Bildhauer“ in Berlin auf, und bezog eine Besoldung von 1200 Thalern.

Leider besitzt die Nachwelt kein Bildniß von dem nordischen Michel-Angelo, dem das Glück noch einmal lächeln zu wollen schien, als Peter der Große ihn 1713 nach Rußland berief, um Petersburg zu verschönern. Allein schon zu Anfang des folgenden Jahres endete der Tod die irdische Laufbahn des großen Bildners — inmitten noch weitgesteckter Lebensziele.

Ein tieftragisches Loos, das uns hier in seiner ganzen finsteren Größe vor Augen tritt!

XVIII.

Eosander von Göthe.

Johann Friedrich Eosander, Freiherr von Göthe, sollte die Früchte seiner gegen Schlüter geschmiedeten Kabale nicht lange genießen. Aus Schweden gebürtig, kam er um das Jahr 1692 an den Hof des Kurfürsten, welcher ihn eine Studienreise nach Italien und Frankreich antreten ließ. Im Jahre 1699 zurückgekehrt, wurde Eosander mit einem Gehalt von 600 Thalern, nebst freiem Tisch und Wohnung im Schlosse, zum Hauptmann und Hofarchitekten ernannt, und ihm namentlich die Leitung der Dekorationsmalerei für die Oper (im heutigen Marstallgebäude) übertragen.

Demnächst General-Quartiermeister-Lieutenant, begann er, 1704 von einer Friedensmission nach Stockholm zurückgekehrt, den Schloßbau zu Schönhausen, und avancirte 1705 zum Obersten und General-Quartiermeister der Armee. Als solcher erbaute er die beiden Seitenflügel und die Kuppel über dem von Schlüter errichteten Hauptheil des Schlosses zu Charlottenburg.

Nachdem Schlüter, auf den ausdrücklichen Befehl des Königs, die Erhöhung des Münzthurmes bis zur Hälfte (150 Fuß) ausgeführt, mußte derselbe im Juni 1706 wieder abgetragen werden, um den drohenden Einsturz zu verhüten. Zu der Kommission, welche ihr Gutachten über das mißglückte Bauwerk abzugeben berufen war, gehörten Eosander von Göthe, Professor Sturm in Frankfurt und der Baudirektor Grünberg. Auf

Eosanders Betreiben fiel der Sturm'sche Bericht zu Ungunsten Schlüters aus, während er selbst sich den Anschein größter Mäßigung gab, ungenannt aber im „Theatrum Europäum" Schlüter als einen unwissenden Bildhauer bezeichnete, der zwar einen Riß machen könne, aber nicht verstehe, was in der Ausführung möglich sei.

Nach dessen Enthebung als Schloßbaudirektor erhielt Eosander am 16. Februar 1707 diese Stellung übertragen. Unter seiner Leitung entstand der nach der Schloßfreiheit gelegene Theil des Schlosses mit dem großen Portal, und die hervorspringende Seite der Stirnwand nach dem Lustgarten; dagegen kam das Project eines neuen Königsthores mit der Schlüter'schen Statue Friedrichs I. nicht zur Ausführung.

In Anerkennung der geleisteten Dienste erhielt Eosander 1711 ein Geschenk von 10,000 Thalern, doch schied er bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. aus seiner Stellung, weil der haushälterische König auch sein bedeutendes Gehalt ihm schmälern wollte. Als Generalmajor in schwedische Dienste getreten, gerieth er bei der Belagerung von Stralsund (1715) in preußische Gefangenschaft, wurde jedoch auf sein Ehrenwort, sich nach Frankfurt a. Main zu begeben, wieder in Freiheit gesetzt.

Nikolai berichtet aus den im königlichen Staats-Archiv befindlichen Akten, wie Eosander von Friedrich I. einhundert der schönsten Miniaturbilder zur Einrahmung erhalten, dieselben aber, nach dem inzwischen erfolgten Tode des Königs, an sich behalten und am Kasseler Hofe zu verkaufen beabsichtigt habe. Hierüber in Frankfurt am Main zur Verantwortung gezogen, lieferte er 61 Stück meist in Wappen bestehende Gemälde zurück; die übrigen werthvolleren blieben verschwunden, eben so eine Anzahl von wichtigen Zeichnungen und Kriegskarten aus dem königlichen Kabinet, das unter seiner Aufsicht stand.

Ein gleiches Schicksal hatten auch die im Bau-Archiv aufbewahrten Risse und Zeichnungen.

Friedrich I. war nämlich von Eosander's Bauten dermaßen eingenommen, daß er die Zeichnungen zu denselben in Kupfer wollte stechen lassen. Geschmeichelt dadurch, seine Arbeiten also verewigt zu sehen, machte dieser den Vorschlag zur Errichtung eines besonderen Archivs zur Aufnahme von Bauzeichnungen und Modellen. Der Monarch ertheilte seine Zustimmung und befahl außerdem, daß sämmtliche Künstler, Handwerker und Lieferanten bei den königlichen Bauten zwei Procent von ihren Besoldungen, Löhnen und zu empfangenden Geldern zur Unterhaltung dieses Archivs beisteuern sollten. Das kurz vor dem Tode des Königs ins Leben gerufene Werk wurde aber nicht fortgesetzt, und die bereits vorhandene Sammlung ging auf unbekannte Weise verloren.

Eosanders Gattin, eine geborene Merian, betrieb den bedeutenden, gleichnamigen Bücherverlag; doch führten eine glänzende Haushaltung und die damals noch herrschende Neigung zur Alchymie den Ruin seiner Vermögensverhältnisse herbei. In sächsische Dienste getreten, verstarb Eosander von Göthe 1729 zu Dresden als Generallieutenant. Er bewohnte in Berlin das Formey'sche Haus auf dem Friedrichswerder.

XIX.

Freiherr v. Dankelmann.

Eberhard Christoph Balthasar v. Dankelmann ist der Träger eines Namens, welcher uns ebenfalls an die Hinfälligkeit irdischen Glanzes, an die Wandelbarkeit fürstlicher Gunst erinnert.

Am 13. November 1643 als der mittelste von sieben Söhnen des fürstlich oranischen Raths und Landrichters zu Bingen geboren, studirte er in Utrecht und wurde vom Großen Kurfürsten, mit welchem er dort in nähere Beziehung getreten, 1663 als Hofmeister und Kabinets-Sekretair des Kurprinzen nach Berlin berufen.

Zum Geheimen Kammer- und Lehnsrath ernannt, blieb Dankelmann auch später der väterliche Freund und Rathgeber des Prinzen. Er pflegte in ihm die Keime des Guten und Edlen, verfeinerte seinen Geschmack für Künste und Wissenschaften, und trat in gespannten Verhältnissen oftmals als Vermittler auf zwischen Vater und Sohn.

Auch als Lebensretter des Prinzen durch die schnelle Anwendung eines Aderlasses, hatte er sich dessen Dankbarkeit erworben. Und so erhob ihn Friedrich III. unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zum Geheimen Staats- und Kriegsrath, 1692 zum Präsidenten der Cleve'schen Regierung, und 1695 zum Premier-Minister und Ober-Präsidenten. Dagegen lehnte Dankelmann die vom Kaiser Leopold I. ihm angetragene Würde eines Reichsgrafen ab.

Noch in demselben Jahre (1695) in den Reichsfreiherrnstand erhoben, wurde ihm zugleich die Erbpostmeisterwürde, und im folgenden Jahre eine Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse verliehen.

So mit den höchsten Staatsämtern bekleidet, konnte es nicht fehlen, daß Dankelmann nach und nach auch seine sämmtlichen Brüder in kurfürstliche Dienste zog und ihnen die wichtigsten Stellungen übertrug.

Von den Zeitgenossen mit dem Namen das „Siebengestirn“ belegt, bilden die Dankelmänner in dieser Beziehung wohl das einzige Beispiel in der Geschichte.

Künste und Wissenschaften erhielten namentlich in Eberhard v. Dankelmann ihren Förderer und Beschützer; sämmtliche Bauten und Anlagen von Bedeutung wurden erst mit seiner Genehmigung errichtet, selbst die Lustbarkeiten bei Hofe unterlagen seiner vorherigen Begutachtung.

Er war ein Mann von feinen Sitten und großen Kenntnissen. Das wußte der Kurfürst, und so überließ er ihm die Anordnung in allen Sachen.

Mit dem steigenden Ansehen und Einfluß regten sich aber auch der Neid und die Kabale. Seine Feinde zu versöhnen, war Dankelmanns heftiges und stolzes Wesen nichts weniger als geeignet, und selbst für Diejenigen, welche ihre Erwartung auf ihn setzten, war er nicht herablassend genug.

Die gegen ihn gesponnenen Intriguen durchschauend, trug er wiederholt auf seine Entlassung aus dem Staatsdienst an, die ihm denn auch unterm 27. November 1697, unter Beibehaltung seines Ranges und einer jährlichen Pension von 10,000 Thalern, zu Theil wurde.

Hatte Dankelmann das ihm im vollsten Maaße gespendete Vertrauen seines Gebieters gerechtfertigt, so konnte es doch nicht fehlen, daß er sich Friedrichs Mißfallen zuzog, indem er dem Lieblingsplan desselben, die souveraine Königskrone sich auf's Haupt

zu setzen, entgegen war. Selbst die zornige Aeußerung Friedrichs: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen; aber ich will ihm schon zeigen, daß ich sein Herr bin!" vermochte weder seinen Stolz zu beugen, noch seine Ansicht zu ändern.

Die ehrenvolle Entlassung des Premiers entsprach jedoch keineswegs den Wünschen und Erwartungen seiner Gegner. Offen traten sie nun mit der Anklage der Verrätherei gegen ihn hervor, so daß der Kurfürst sich gezwungen sah, den Schwerbelasteten am 10. Dezember 1697 durch den General v. Tettau verhaften und nach Spandau abführen zu lassen.

Dankelmann hatte nicht die geringste Ahnung von dem ihm drohenden Mißgeschick; noch am Abend vor seiner Verhaftung war der Kurfürst ihm so freundschaftlich begegnet, daß selbst Diejenigen, welchen sein Schicksal schon bekannt war, an eine Wendung desselben glaubten.

Nur einige Zeit blieb er als Staatsgefangener zu Spandau, während seine Effekten und Papiere versiegelt, sein bedeutendes Vermögen aber confiscirt wurde.

So hatte den hochverdienten Mann die Katastrophe getroffen, welche seine Anhänger ihm prophezeiht, an die er selbst aber niemals geglaubt.

Da der Aufenthalt in Spandau seinen Feinden dem Berliner Hofe zu nahe dünkte, wurde er nach Peitz übergeführt.

Auf die Brüder hatte sein unglückliches Schicksal indessen keinen Einfluß; sie verblieben in ihren Aemtern und starben in Ehren und Ansehn.

Zehn Jahre hatte Dankelmann's Gefangenschaft gewährt, als er bei Gelegenheit der Geburt des Prinzen Friedrich Ludwig (23. November 1707), unter Bewilligung einer Pension von 2000 Thalern seine Freiheit mit der Bedingung wiedererhielt, sich nach Kottbus zu begeben.

Inzwischen war der erste König von Preußen entschlafen, und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I. nahm am 24. Mai

1713 zu Berlin die Huldigung der kurmärkischen Ritterschaft und der Städte entgegen.

Bei dieser feierlichen Gelegenheit hielt der Hofprediger Achenbach die Huldigungspredigt, unter Zugrundlegung des von dem Monarchen selbst gewählten Textes aus dem 101. Psalmen: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener."

Diesem Ausdruck seiner Gesinnungen entsprechend, berief der König unmittelbar darauf den ehemaligen Premier-Minister und Oberpräsidenten v. Dankelmann, nach dessen zehnjähriger Gefangenschaft in Peitz, wieder an den Hof. Er erhielt eine vollständige Ehrenerklärung und seine confiscirteu Güter zurück, doch lehnte Dankelmnnn die ihm angetragene Wiedereinsetzung in seine frühere Stellung ab.

So sah Friedrich Wilhelm seine Erwartung, von ihm wichtige Aufklärungen in den Regierungsgeschäften zu erlangen, nicht erfüllt.

Zur Ehrenrettung des hochverdienten Mannes erschien übrigens damals eine Schrift unter dem Titel „Fall und Ungnade zweier ersten Staatsminister", in welcher die Hofkabale seiner Zeit, unter Namensänderung der betheiligten Personen geschildert ist.

Er verstarb hierselbst am 31. März 1722.

Neben Dankelmann's administrativer Wirksamkeit hat Berlin ihm auch seine Verschönerung, die Vermehrung und Ausstattung der Bibliothek und Kunstkammer zu verdanken. Unter seiner Einwirkung blühten Handel und Gewerbe fröhlich empor, hoben sich Ackerbau, Manufakturen und Fabriken aller Art, so daß seine Zeitgenossen ihn mit dem berühmten französischen Staatsminister Colbert verglichen. Sein Werk ist ferner die Stiftung der Hochschule zu Halle; sein Name wird nicht vergessen werden, so lange noch die am 11. Juli 1699 eröffnete Akademie der Künste blüht, welche ihm ebenfalls ihr Dasein verdankt.

Unzählig sind noch die übrigen Schritte, welche er zur Aus-

bildung der Künste und Wissenschaften im preußischen Staate gethan hat. Und diese Verdienste, welche Mit- und Nachwelt anerkennen mußten, sie überwiegen bei weitem die Fehler des bedeutenden Mannes: den Hochmuth gegen seine Untergebenen, und den Stolz auf seine Verdienste.

Dankelmanns Ruhm wurde schon bei Lebzeiten von Künstlern und Gelehrten gefeiert. So enthält sein im Jahre 1694 in Kupfer gestochenes Bildniß die Unterschrift:

„Das ist das Wunderbild des theuren Dankelmann.
Hof, Musen, Land und Volk fing einen Wettstreit an,
Und Jeder sehnte sich nach ihm und seinen Gaben.
D'rum trat Apollo selbst als Richter auf und sprach:
Es soll ihn Friederich dem Leib und Geiste nach,
Die Musen in der Schrift, das Volk in Kupfer haben."

Er ließ sich 1674 das später sogenannte „Fürstenhaus" in der Kurstraße No. 52 u. 53 nach Nering's Zeichnungen, und im Jahre 1696 auf dem Terrain der heutigen Freimauerloge Royal York, Dorotheenstraße No. 24, ein zweistöckiges Haus erbauen. Für den späteren Besitzer desselben, Ober-Hofmeister v. Kameke, errichtete Schlüter 1712 das Gebäude in seiner heutigen Gestalt.

Nachdem Dankelmann in Ungnade gefallen, gelangte sein Palast in der Kurstraße an den Kurfürsten, und wurde unter der noch heute üblichen Benennung „Fürstenhaus" zum Aufenthalt für fremde fürstliche Personen eingerichtet. Der Prinz Eugen von Savoyen, der Herzog von Marlborough, sowie die Fürsten Menzikoff und Leopold von Anhalt-Dessau verweilten in den Räumen des stattlichen Gebäudes.

Aber auch der Adept Conte die Ruggiero, schlechtweg Cajetan genannt — jener schlaue und gewandte Abenteurer, welcher dem Könige Friedrich I. die Schätze Peru's durch seine geheimnißvolle Kunst erschließen wollte, erhielt, nachdem er zum königlich preußischen General-Major ernannt worden, zu Anfang des Jahres 1707 in diesem Hause eine Wohnung nebst Labo-

ratorium eingerichtet. Als dann der Zeitpunkt herbeigekommen, an dem Cajetan die gehegten Erwartungen erfüllen sollte, war er plötzlich aus jenem Hause verschwunden. In Frankfurt am Main festgenommen und unter sicherer Bedeckung nach Küstrin geschafft, wurde er dort am 23. August 1709 an einem mit Goldpapier ausstaffirten Galgen aufgehängt.

In späterer Zeit wurde dann das Fürstenhaus für die königliche General-Kriegskanzlei, die Hauptstempel- und Kartenkammer eingerichtet, bis der Magistrat in den Besitz des denkwürdigen Gebäudes kam.

XX.

Graf von Wartenberg.

Der Nachfolger Dankelmann's war der Graf von Wartenberg, welcher seine schnelle Beförderung der Gunst des damals noch allmächtigen Ministers zu danken hatte.

Johann Kasimir Kolb, 1643 zu Metz als der Sohn des pfalzsimmer'schen Rathes und Statthalters Kolb von Wartenberg geboren, nahm 1688 seinen Abschied als Rath des Pfalzgrafen von Simmern und trat als Staatsrath in kurbrandenburgische Dienste. Kurfürst Friedrich III., um dessen Erhebung zum Könige von Preußen er sich verdient gemacht, ernannte ihn zum Oberkämmerer, General-Erbpostmeister, Oberst-Stallmeister und Erbstatthalter der oranischen Erbschaft; Kaiser Leopold I. erhob ihn schon 1699 in den Grafenstand und 1704 zum unmittelbaren Reichsgrafen, worauf 1707 auch seine Herrschaft zur Reichsgrafschaft erhoben wurde, von welcher er den Namen eines Grafen von Wartenberg annahm.

Während Stolz und Anmaßung seinen Vorgänger zu Falle gebracht, erhielten Freundlichkeit und Herablassung ihn bedeutend länger in seiner Stellung, und das Glück, welches ihn am Anfang seiner Laufbahn empfing, schien ihm treu bleiben zu wollen auf seinen Wegen. Gleichwohl konnte es auch ihm nicht an Neidern fehlen, die seinen Sturz auf jegliche Weise vorzubereiten suchten; doch wußte Wartenberg sich mit zuverlässigen Freunden zu umgeben. Durch seinen Einfluß wurde der Graf von War-

tensleben zum General-Feldmarschall und Gouverneur von Berlin, und der Graf von Wittgenstein zum Obermarschall ernannt.

Hatte Berlin den segensreichen Einwirkungen Dankelmann's seinen Wohlstand zu verdanken, so vermochte der Nachfolger dieses ausgezeichneten Staatsmannes nicht, den Verlust desselben zu ersetzen. Er begnügte sich damit, anstatt dem Staate und seinen Bewohnern neue Hilfsquellen zu eröffnen, die Staatskassen zu füllen durch Einführung der Perrücken- und Carossen-, der Kopf- und Fußbekleidungssteuer, denen noch die sonderbarste aller Abgaben sich hinzugesellte. Jedes Mädchen mußte, ohne Rücksicht auf seinen Stand oder sein Gewerbe, vierteljährlich sechs Groschen in die Accise-Kasse zahlen, sobald dasselbe vierzig Jahre alt und noch nicht in den Stand der heiligen Ehe getreten war.

Bei der Belehnung als General-Erbpostmeister, am 21. Juni 1700, schwur Graf Wartenberg, auch darauf sehen zu wollen, daß der Ertrag und Ueberschuß bei dem Postwesen so hoch, als es das Publikum „nur einiger Gestalt erleiden wolle", gebracht werde. Daran hatte er allerdings ein lebhaftes Interesse, denn in seinem Patente war ihm, außer einem Gehalte von Eintausend Thalern jährlich, der dreißigste Theil der Postüberschüsse zugewiesen.

Die Entstehung des Berliner Postinstituts datirt im Uebrigen aus dem Jahre 1613, als der Botenmeister Frischmann das erste Postamt in dem zu diesem Zweck ihm eigenthümlich überlassenen Hause, Brüderstraße No. 4., verwaltete. Das Gebäude selbst war vorher die Dechanei der im Jahre 1469 zum Domstift erhobenen Dominikanerkirche auf dem Schloßplatz, während der Straßentheil, in dem das erste Postamts-Gebäude stand, bis zur Spreestraße damals noch „Nach dem Neuen Stifte" genannt wurde. Zur Beförderung von Briefen im Lande wurden, wie bereits früher erwähnt, zur Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm die im Jahre 1683 in die Stadt gelegten Dragoner verwendet. wovon die alten Bezeichnungen „Dragonerpost" und „Dragoner-

straße" (damals noch Gasse), in deren Häusern die Mannschaften dieser Truppengattung einquartiert waren, sich herschreiben. Im Jahre 1685 wurde dann das früher v. Rochow'sche Grundstück in der hiernach benannten Poststraße No. 1, zum Posthause eingerichtet. Dasselbe steht durch einen schmalen Hof mit dem Hause Burgstraße No. 7 in Verbindung, welches letztere König Friedrich I. durch den Ober-Baudirektor Schlüter in den Jahren 1701 bis 1703 für den Grafen v. Wartenberg, mit der noch jetzt erhaltenen äußeren Façade und der mit acht Statuetten geschmückten Attika, erbauen ließ. Um das Jahr 1710 wurde dieses Gebäude mit dem erstgenannten vereinigt, für die Verwaltung, besonders des General-Postamtes, bestimmt und die neue Post genannt. Im Jahre 1815 fand dann die Verlegung derselben nach dem Hause Königstraße No. 60 statt.

Wartenbergs glänzend begonnene Bahn sollte nur ein flüchtiger Meteorlauf werden. Der thörichte Stolz seiner Gemahlin, ihre lächerlichen Anmaßungen und Ränke zogen auch ihn herab von seiner Höhe . . . .

Welcher Tugend ist das Weib nicht fähig, wenn es seinem Berufe treu bleibt — wie tief erniedrigt es sich, wenn es aus demselben heraustritt! Heldenmuth und Hingebung, Seelengröße und unermeßlicher Einfluß — sie gehören den Frauen an. Selbst ihre Leidenschaften, gedämpft durch die Atmosphäre des häuslichen Lebens, aufgewogen durch ihre mütterlichen Pflichten und jenen bewundernswerthen Instinkt von Wohlthätigkeit und Sympathie, der ihnen so ganz eigenthümlich, — ihre anmuthsvollen Launen wie ihre Schwächen, die so oft aus ihren Tugenden entstehen: Alles erhält einen eigenthümlichen Zauber, wenn ihre Familie sie umgiebt, wenn die Huldigungen eines Salons sie umfangen!

Aber Wehe über die Frau, die den Kampfplatz der wilden Leidenschaften, der männlichen Begierden betritt und dem anderen Geschlecht entlehnt, was dieses Schlimmstes hat, ohne das Herrliche an ihrem eigenen Geschlechte zu bewahren! Ihre Schwäche

wird Verrath, ihre Erregbarkeit zur Fieberhitze und ihr Eifer zum abscheulichen Paroxismus. . . . .

Die Gräfin von Wartenberg bewahrheitete diese Behauptung. Aus Emmerich im Herzogthum Cleve gebürtig, besaß ihr Vater, ein Schiffer Namens Ricker, eine sogenannte Winkelschänke. Seine beiden Töchter, von der Natur mit allen körperlichen Reizen ausgestattet, zogen viele Gäste von nah und fern herbei; besonders war es die ältere, Katharina, welche den durchreisenden kurfürstlich-brandenburgischen Kammerdiener Biedekap so zu fesseln wußte, daß er sie als seine Gattin nach Berlin führte. Hier sah der damalige Staatsrath Kolbe die junge, schöne Frau und brachte ihr seine wohl aufgenommenen Huldigungen dar. Dieser Umgang wurde nach Biedekap's Tode zu einer gesetzmäßigen Verbindung; Kolbe erhob die Wittwe nach kaum verflossenem Trauerjahre zu seiner Gemahlin. Mit der Erhebung desselben in den Grafenstand kannte ihr Stolz und ihre Anmaßung keine Grenzen mehr; ihre Unbesonnenheit wie ihre Thorheiten, zu denen sie auch den Gemahl verleitete, machten sie zum Gespött des Hofes und brachten es dahin, daß die Widersacher des Grafen es nicht an fortwährenden Bemühungen fehlen ließen, um ihn und seine Gattin zu stürzen.

Auf der inneren Wand über der Eingangsthür zur Bildergalerie des königlichen Schlosses befindet sich ein aus jener Zeit herstammendes Wandgemälde, die Taufceremonie der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine darstellend. Auf dem Bilde ist auch die Gräfin von Wartenberg dargestellt, wie sie der Markgräfin von Schwedt die Schleppe des Kleides trägt.

An den Gegenstand knüpft sich jene komische Episode, die den Hochmuth der Gräfin am besten charakterisirt. Bei allen Hoffeierlichkeiten ging dieselbe unmittelbar hinter den Prinzessinnen von Geblüt her, nachdem sie der Herzogin von Holstein den Vortritt für 10,000 Thaler abgekauft hatte. Niemand wagte es, bei dem hochmüthigen Temperamente der Gemahlin des gefürch-

teten Günstlings, dieser den Vorrang streitig zu machen; Frau v. Lintlo, die Gemahlin des holländischen Gesandten, war die Erste, welche dies that. Sie trat während des Zuges nach der Taufkapelle plötzlich zwischen die Gräfin von Wartenberg und die Markgräfin von Schwedt, welche den Täufling trug. Die Gräfin hielt ihre Nebenbuhlerin am Kleide fest, diese versuchte sich loszureißen — und nun geriethen beide Damen, zum großen Gelächter der Uebrigen, in einen heftigen Faustkampf, den der Ober-Ceremonienmeister von Besser nur mit vieler Mühe zu schlichten vermochte; doch hatte die Gräfin das Feld behauptet, indem sie ein Stück von dem Kopfputze ihrer Gegnerin erbeutete. Nicht zufrieden hiermit, verlangte und erhielt sie auch später Abbitte und wußte sogar den König zu bestimmen, daß ihrer Widersacherin der Hof verboten wurde.

Der Rangstreit mit der Gemahlin des russischen Staatsministers und Ambassadeurs bei den Generalstaaten, von Mantuoff, wurde zugleich die Ursache zu dem Sturze der Gräfin und ihres Gemahls. Die hierdurch eingetretene Disharmonie zwischen dem König und seinem Günstlinge bot den zahlreichen Feinden und Neidern des Grafen die günstigste Gelegenheit für ihre Pläne.

Die Hofkabale hatte den höchsten Gipfel erreicht, und um in den Besitz der unumschränkten Macht zu gelangen, war der Sturz des gefürchteten Oberkämmerers erforderlich. Durch geschickt eingeleitete Intriguen bediente man sich seiner als Ankläger des Ministers, Grafen v. Wittgenstein, welcher namentlich einer schlechten Verwaltung der Feuerkasse beschuldigt wurde. So hatten die Bewohner der von einem Brande heimgesuchten Stadt Krossen nicht nur nicht die ihnen zustehenden Hülfsgelder erhalten, sondern es waren ihre Abgeordneten auch mit einer harten, abschlägigen Antwort entlassen worden. Der Kronprinz, völlig unterrichtet davon, nahm sich ihrer auf das Nachdrücklichste an und bewirkte die Verhaftung des Grafen, welcher, seiner Aemter und Würden entsetzt, nach Spandau abgeführt wurde.

Die gegen ihn eingeleitete Untersuchung ergab mancherlei Unregelmäßigkeiten in seiner Dienstverwaltung, und auch gegen Wartenberg, nach dessen Vorschriften Jener gehandelt zu haben erklärte, stellte sich manches Nachtheilige heraus. So ließ ihm denn, zwei Tage nach Wittgensteins Verhaftung, der König die Siegel abfordern und zugleich ankündigen, daß er sich, entbunden von den Staatsgeschäften, mit seiner Gattin auf sein Gut Woltersdorf zu begeben habe.

Graf Wartenberg wußte den Monarchen zu einer Unterredung zu bestimmen, und nun versuchte er mit Aufwendung seiner ganzen Beredsamkeit, dem über ihn hereingebrochenen Verhängniß eine andere Wendung zu geben. Doch der König, obgleich auf's Tiefste bewegt über das Schicksal seines Lieblings, entgegnete ihm, daß das Beste des Staates seine Entfernung vom Hof erfordere. Als ein Zeichen des persönlichen Wohlwollens aber zog er einen kostbaren Ring vom Finger und gab solchen dem Oberkämmerer, indem er ihn thränenden Auges umarmte.

Mit einer Pension von 24,000 Thalern des Landes verwiesen, ertrug Wartenberg sein Unglück mit Würde, ja mit einer gewissen Größe, die seine Gegner um so mehr überraschte und beschämte, als sie an seinem Fall in triumphirender Schadenfreude sich zu ergötzen hofften.

Nachdem Kaiser Joseph am 17. April 1711 verstorben war, ließ Friedrich I., bei Gelegenheit der neuen Kaiserwahl, Wartenberg durch seinen Gesandten in Frankfurt am Main, den Grafen v. Dohna auffordern, nach Berlin ohne seine Gattin zurückzukehren. Dieser schlug die Aufforderung aus, indem er erklärte, daß er von der Gattin sich nicht zu trennen vermöchte.

Er starb 1712 zu Frankfurt am Main.

Seinem letzten Wunsche gemäß wurde der entseelte Leichnam nach Berlin gebracht, und als derselbe am Schlosse vorüberkam, um auf dem Klosterkirchhofe bestattet zu werden, stand

der König am Fenster und weihte seinem einstigen Günstlinge Thränen der Erinnerung.

Die Gräfin von Wartenberg verschied, unbeachtet und fast vergessen von den Zeitgenossen — ein trauriges Bild menschlicher Vergänglichkeit, durch Ehrgeiz und diplomatische Ränke hinabgestoßen in Elend und Verachtung!

Park Monbijou und jenen Pavillon, den die Gräfin 1708 durch Eosander v. Göthe für sich hatte erbauen lassen, bot der Graf nach seiner Verbannung mit dem darin befindlichen kostbaren Porzellan-Cabinet dem Könige zum Geschenk an. Friedrich I. schlug Beides zwar nicht aus, doch zahlte er den vollen Werth dafür und machte seiner Schwiegertochter, der damaligen Kronprinzessin, ein Geschenk damit. Diese ließ den Park erweitern, und behielt Monbijou auch nach dem Tode ihres Gemahls (Friedrich Wilhem I.) als Sommerwohnung.

Eine geschichtliche Bedeutung erhielt Monbijou auch durch den Umstand, daß Czar Peter der Große bei seinem Aufenthalt in Berlin, 1717, auf ausdrückliches Verlangen daselbst wohnte.

Nach dem Tode der Königin, 1757, blieb der Park verödet, bis Friedrich Wilhelm II. ihn 1787 seiner Gemahlin schenkte. Jetzt erhielt Monbijou seine gegenwärtige Gestalt, indem nach Ungers Plan das aus zwei Flügeln bestehende Schloß entstand.

So wandelten einst königliche und stolze Frauen unter der kühlen, grünen Parknacht jener alten Bäume . . . In dem Pavillon der Gräfin aber befanden sich später die Sammlungen der ägyptischen und märkischen Alterthümer, bis zu deren Uebersiedelung nach dem neuen Museum. Gegenwärtig dient derselbe zur Aufbewahrung von Reliquien des preußischen Herrscherhauses.

XXI.

Leibniz.

Zu den Fackelträgern des Geistes seiner Zeit gehört der Freiherr Gottfried Wilhelm v. Leibniz, einer der ausgezeichnetsten Denker und Gelehrten des Jahrhunderts.

Am 3. Juli 1646 zu Leipzig geboren, woselbst sein Vater Professor der Rechte war, widmete er sich hauptsächlich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, trieb nebenbei Mathematik und Philosophie, und suchte in seinem 20. Lebensjahre die Doktorwürde in seiner Vaterstadt nach. Diese wurde ihm, obwohl er seine Kenntnisse durch mehrere Abhandlungen in der glänzendsten Weise dargethan hatte, seiner Jugend wegen verweigert. Leibniz promovirte nun in Altdorf und begab sich hierauf nach Nürnberg, woselbst er mit der alchymistischen Gesellschaft in näheren Verkehr trat. Glücklicherweise durch den kurfürstlich mainzischen Minister v. Boineburg von diesem für ihn gefährlichen Weg abgelenkt, trat er als kurfürstlicher Rath in mainzische Dienste, begab sich aber schon im Jahre 1672 mit dem Sohne des vorgenannten Ministers nach Paris, und setzte hier mit großem Eifer seine mathematischen Studien fort.

Nach dem Tode seines Wohlthäters ging Leibniz 1673 nach England, und hier war es, wo er mit Wallis, Oldenburg, Bayle und Newton in nähere Verbindung kam. Die wichtige Entdeckung der Differentialrechnung, welche er dem Letztgenannten mittheilte und deren Erfindung dann später Fatio de Duillier

dem Newton zuschrieb, veranlaßte einen heftigen Streit, der, mit größter Heftigkeit geführt, noch die letzten Lebensjahre Leibniz's verbitterte.

Zu seinem berühmten philosophischen Werke „Essai de Theodicée, sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal", das den Optimismus vertritt, gab ihm Bayle durch seine entgegengesetzte Richtung die Veranlassung.

In diesem Werke legte der staatsmännische Philosoph das Vermächtniß aller seiner kirchlichen Bestrebungen nieder. Es ist das Buch der stillen Aufklärung, der zum Frieden, zur Eintracht führenden Erbauung.

Die ihn dabei leitenden Grundgedanken sind in der Vorrede ausgesprochen:

„Man hat zu allen Zeiten gesehen, daß die Masse der Menschen Gott durch Förmlichkeiten ihre Unterwerfung ausdrücken zu müssen glaubte. Die gediegene Frömmigkeit dagegen, d. h. Licht und Tugend, ist nie Gemeingut der Mehrzahl gewesen. Man braucht sich darüber nicht zu verwundern, denn nichts entspricht der menschlichen Schwäche mehr: Das Aeußere macht auf uns Eindruck, das Innere dagegen verlangt eine Untersuchung, zu der sich nur Wenige fähig erzeigen.

„Indem die wahre Frömmigkeit in Gefühlen und Handlungen besteht, so ahmt die veräußerlichte Devotion dies nach, und zwar in doppelter Weise: das Eine giebt die praktischen Ceremonien, das Andere die Glaubensformulare. Die Ceremonien gleichen den tugendhaften Handlungen, und die Formulare sind wie die Schatten der Wahrheit, indem sie dem reinen Licht näher oder ferner stehen.

„All' diese Förmlichkeiten wären lobenswerth, wenn Diejenigen, welche sie erfunden, sie so eingerichtet hätten, daß sie fähig wären, Das auch auszudrücken und zu erhalten, was sie nachahmen. Die religiösen Gebräuche, die Kirchenzucht, die Regeln der Gemeinschaft, die menschlichen Gesetze sollten immer gleichsam wie ein Zaun für das göttliche Gesetz sein, um uns von der An-

näherung an das Laster abzuhalten, an das Gute zu gewöhnen und mit der Tugend vertraut zu machen. Das war der Zweck Mosis und anderer guten Gesetzgeber, der Ordensstifter und besonders Jesu Christi, des göttlichen Gründers der reinsten und aufgeklärtesten Religion.

„Eben so ist es mit den Glaubensformularen; sie dürften angehen, wenn sie nichts enthielten, was der heilsamen Wahrheit widerspricht, sollte immerhin nicht die ganze Wahrheit, um die es sich handelt, in ihnen enthalten sein. Allein es geschieht nur zu oft, daß die Devotion erstickt wird durch Formen, und das göttliche Licht verdunkelt durch Menschenmeinungen."

Vom Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg zum Rathe mit einem unbeschränkten Aufenthalt im Auslande ernannt, kehrte Leibniz 1675 nach Paris zurück, und begab sich im folgenden Jahre über England und Holland nach Hannover, um hier die Bibliothek zu errichten. Elf Jahre später sehen wir ihn mit einer Geschichtsschreibung des Hofes Braunschweig beauftragt, in Folge dessen er nach Wien und Italien reiste, um die dortigen Archive zu benutzen.

Aufsehn erregte in Europa sein Briefwechsel mit Pelisson „Ueber die Duldung und die Unterschiede in der Religion" (1691—92), worin er der Kirche eine unbeschränkte Macht und Befugniß abspricht. In seinen frühesten Schriften schon erklärt er sich mit Entschiedenheit gegen die weltliche Macht des Papstes oder der Kirche: „Es ist eben so unrecht, die geistliche Macht mit der weltlichen zu vereinen, als umgekehrt. Die Versuchungen Christi sind in der Christenheit und vor Allem im Klerus wiedergekehrt. „Sprich, daß diese Steine Brod werden!" Das geschah, indem die Kirche sich Reichthümer und glänzende Einkünfte erwarb. Der Versuchung zum Vorwitz unterlag die Scholastik mit ihren naseweisen Fragen; und endlich hat der Papst sich die Herrschaft über alle Reiche der Welt angemaßt."

Und bei dem ihm vorschwebenden Ziel einer deutschen National-

11*

kirche — nachdem das Salz des Protestantismus läuternd auch den Katholicismus durchdrungen, um dann mit ihm vereint eine Leuchte für alle Völker Europa's zu werden, sagt Leibniz mit tiefer Bewegung in prophetischem Ton:

„Ich verzweifle nicht, daß dieses heilsame Ziel einst noch erreicht werden wird. Denn sollte nicht nach Karl und Otto dem Großen ein dritter großer Kaiser aus dem zur Aufklärung der Völker berufenen Deutschland entstehen können, der Rom wieder apostolisch und katholisch macht? Wenn zwei oder drei mächtige Könige sein Unternehmen unterstützten, so ist, glaube ich, die Sache gewonnen. Verscheucht ist die Finsterniß der Welt durch das Licht der Wissenschaft und Geschichte. Und wie nothwendig diese Reform Roms sei, wird von den meisten durch Erfahrung und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Katholiken mehr nur verschwiegen, als geleugnet. Aber sie wird kommen, sie wird kommen die Zeit, wo die segensreiche Wahrheit sich überall äußern darf."

Diese Wahrheit aber könne nur herbeigeführt werden durch ein besseres Studium der Theologie, durch eine schärfere Auffassung und Behandlung derselben als Wissenschaft. Statt eines unfruchtbaren Gezänkes solle sie eine auf Glückseligkeit abzielende Lebenswissenschaft werden, und durch die Gründung auf Naturwissenschaft und Philosophie einen wesentlichen Gewinn haben — nach seinem Wahlspruch:

„In Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen."

Zum Geheimen Justizrath und Historiographen ernannt, hatte Leibniz in Hannover die Freundschaft der Herzogin gewonnen, und in das Gemüth ihrer Tochter Sophie Charlotte schon frühzeitig die Keime des Edlen gelegt, die er später in väterlicher Freundschaft fortpflanzen sollte.

Denn nachdem die kaum siebenzehnjährige Fürstin Sophie Charlotte 1684 die Gemahlin des letzten brandenburgischen Kurfürsten und ersten Königs von Preußen geworden, schuf sie nach dem Muster des glänzenden Hofes Ludwigs XIV., an dem sie

in ihrem 15. Lebensjahre verweilt, in der neuen märkischen Heimath sich alsbald ihr Versailles. Die freundliche „Lietzenburg" (das heutige königliche Schloß zu Charlottenburg) wurde im bescheideneren Styl nach dem Muster des Versailler Schlosses erbaut, und nach des berühmten Lenôtre's Plänen entstand der weite Park mit seinen Teichen, Orangerien und Statuen. Die Einweihung des Lustsitzes fand am 11. Juli 1699, dem Geburtstage des fürstlichen Gemahls, statt.

Hier, umgeben von anmuthigen Damen und geistreichen Cavalieren, hielt Sophie Charlotte ihren denkwürdigen Hof. Leibniz verweilte in ihrer engeren Umgebung; mit ihm disputirte sie über philosophische Fragen.

Hier auch durchstreiften einst die Cavaliere und Damen den Park, um auf Verlangen der Gebieterin zwei gleiche Blätter zu suchen; denn Leibniz hatte die Behauptung aufgestellt, daß es nicht zwei sich vollkommen gleichende Dinge auf der Welt gebe. Das Resultat fiel denn auch zu Gunsten des Philosophen aus — jedes der gefundenen Blätter ein und derselben Gattung zeigte, bei genauer Prüfung, eine Verschiedenartigkeit in der Form.

Als dann Friedrich I. am 18. Januar 1701 den Kurfürstenhut mit der Königskrone vertauscht, schrieb Sophie Charlotte an Leibniz: „Glauben Sie nicht, daß ich all' den Glanz und diese Krone, von der man so viel Aufhebens macht, dem Vergnügen vorziehe, das mir unsere philosophischen Unterhaltungen in Lietzenburg gewähren."

Aber neben den geistreichen Disputationen wechselten auch Opern und Bälle, Musik, ländliche Feste und Maskeraden hier miteinander ab.

So berichtet Leibniz von einem derartigen, am Geburtstage des Kurfürsten (11. Juli 1700) veranstalteten Maskenfeste in einem Brief an die Mutter der Fürstin:

„Ein barockes Quodlibet von maskirten Aufzügen, lebenden Bildern, dramatischen Scenen und Schaustellungen aller Art

entfaltet sich vor unseren Augen. Die Scene stellt ein Jahrmarktsfest in einem kleinen Dorfe dar; die Bühne, im Orangeriehause aufgeschlagen, ist mit Verkaufsbuden mannigfacher Art besetzt. Man verkauft — natürlich ohne Geld — Schinken, Wurst, Thee, Chokolade, kühlende Getränke; ein phantastisch ausstaffirtes Publikum bewegt sich zwischen den Zelten der Krämer. Die Hauptrolle spielt der Buffo der deutschen Jahrmärkte, der Doktor Empinger — der Quacksalber. Selbst auf einem nachgemachten Elephanten reitend, zieht er ein ganzes Heer von abenteuerlichen Gestalten, Charlatanen, in seinem Gefolge mit sich: Springer, Seiltänzer, Wahrsager. Besonderen Beifall erwarb ein Taschenspieler, der seine Kunst mit staunenswerther Fertigkeit ausübte — es war der Kronprinz (spätere König Friedrich Wilhelm I.), der sich dieser mit dem größten Beifall aufgenommenen Rolle unterzogen hatte. Besondere Aufmerksamkeit erwarb sich ferner die Frau des Quacksalbers, die von der Kurfürstin dargestellt wurde; sie erschien in einer Portechaise, die von ihren Hofdienern getragen wurde. Dem Zuge des Quacksalbers folgt ein Ballet von Zigeunerinnen. Die Führerin derselben, Sophien Charlottens Liebling, die Fürstin von Hohenzollern, richtet an die Hörer eine poetische Ansprache, die der Hofdichter und Ceremonienmeister Friedrichs I., der unverwüstliche v. Besser, gedichtet hat. Aber neben solchen Vergnügungen fehlt es auch nicht an burlesken Späßen. Ein Zahnarzt trat auf, um an einer Hofdame figürlich seine Kunst zu verrichten —: der ausgerissene Zahn hatte die Länge eines Armes."

Der Effekt des Ganzen wurde dadurch noch besonders erhöht, daß jeder der Theilnehmer in seiner Muttersprache redete, und da die Gesandten der fremden Höfe, die von Polen, Dänemark, Holland u. s. w. an dem Spiele Theil nahmen, so herrschte, wie Leibniz weiter berichtet, eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung. Zum Schluß erschien der Kurfürst aus seiner Loge, nicht allzu königlich in der Tracht eines holländischen Matrosen.

Alle Welt war auf das Aeußerste contentirt; man gestand sich, daß selbst eine Oper, die Tausende gekostet hätte, die Gesellschaft nicht besser amüsirt haben würde.

Von Bedeutung für Berlin wurde Leibniz durch die Stiftung der Societät der Wissenschaften, deren Plan Sophie Charlotte mit ihrem Lehrer und Freund entworfen.

Hatte der Kurfürst, seit der Rückkehr aus dem ersten Feldzuge am Rhein, sein besonderes Augenmerk den Künsten zugewendet, — hatte er die Zahl der schon von seinem Vater herbeigerufenen Baumeister und Maler bedeutend vermehrt, und im Jahre 1699, auf des Geschichtsmalers Terwesten Vorschlag, die Stiftung der Berliner Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften sanctionirt, so gab er in gleicher Weise zu erkennen, welchen Werth er auch auf die Wissenschaften legte. An seinem Geburtstage fand 1694 die Einweihung der von ihm gestifteten Hochschule zu Halle statt — an dem nämlichen Tage des folgenden Jahres unterzeichnete er die Stiftungsurkunde der Societät der Wissenschaften.

Leibniz wurde von ihm zum ersten Präses ordinarius derselben ernannt, und wenn irgend Jemand, so war es dieser allumfassende Kopf, welcher ein solches Unternehmen ausführen und der neuen Anstalt ihre Bestimmung geben konnte.

Als Zweck derselben wurde die Erforschung sämmtlicher, zur Bildung des menschlichen Geistes sowohl, als auch zur Hebung der socialen Zustände beitragenden Wissenschaften ins Auge gefaßt. Demgemäß zerfiel dieselbe in vier Hauptabtheilungen. Die Erste umfaßte die Physik, Medizin und Naturwissenschaften; die Zweite: Mathematik, Astronomie und Mechanik — zu welchem Behufe der seiner Zeit berühmte Astronom Gottfried Kirch aus Guben hierher berufen und der Bau einer Sternwarte angeordnet wurde. Die dritte Abtheilung enthielt deutsche Sprache und Geschichte, und der vierten galt vorzugsweise das Studium der orientalischen Literatur sowie die Verbreitung des Christenthums.

Minder erfolgreich war Leibniz's Bemühen, in Gemeinschaft mit dem Hofprediger Jablonski eine Vereinigung zwischen den Lutheranern und Reformirten herbeizuführen. Der König selbst und seine Gemahlin standen an der Spitze der Partei, welche diese Vereinigung anstrebte. Nach neunjährigen fruchtlosen Bemühungen schrieb Leibniz dieserhalb unterm 28. Januar 1707 an Jablonski: „Von dem Friedensgeschäft erwarte ich, wie jetzt die Umstände sind, nichts mehr; die Sache wird von selbst aufhören.“

Auf einen anderen Plan: eine Vereinigung von Protestanten und Katholiken herbeizuführen, bezieht sich Leibniz's „Systema theologicum“, das Veranlassung gab, ihn der Neigung zum Katholicismus zu zeihen.

Noch ist des großen Umfanges seiner Correspondenz zu gedenken, die sich selbst bis nach China erstreckte.

Leibniz war unverheirathet. Er studirte meist während der Nachtstunden und schlief gewöhnlich in seinem Arbeitssessel. Seine äußere Erscheinung wird als von mittlerer Größe, mager und von gebückter Haltung geschildert; sein Haar, in der Jugend schwarz, war unter den steten geistigen Anstrengungen früh erbleicht; seinen einnehmenden Gesichtszügen entsprach ein heiterer Charakter und Bescheidenheit im Umgange.

Als die Wohnstätte des Philosophen läßt sich in Berlin muthmaßlich das Haus seines Freundes Jablonski, Klosterstraße No. 41, bezeichnen. Ursprünglich standen hier zwei Gebäude, die Letzterer zu einem Hause vereinigte, in dessen Besitz er bis zum Jahre 1720 verblieb . . .

Die Königin Sophie Charlotte war auf einer Reise nach Hannover, am 1. Februar 1705, im 36. Lebensjahre verschieden. „Ich gehe jetzt, meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können: über den Raum, das Unendliche — das Sein und das Nichts rc.“ So hatte sie von einer ihrer Hofdamen Abschied genommen . . .

Die heiteren Tage der Lietzenburg waren dahin, und mit dem Tode König Friedrichs I. erhielt dann auch das ganze Hofleben eine neue, andere Gestalt. An Stelle des glänzenden, genußreichen Lebens trat schlichte Einfachheit; denn Pracht und Glanz hielt der „rocher de bronce", der gestrenge Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., eben so wie Philosophie und Gelehrsamkeit, für die entbehrlichste Zierde eines Staates. Durch ein wohleingerichtetes und in den Waffen geübtes Kriegsheer wollte er seinem Reich eine fester begründete Achtung verschaffen. So verschwand denn mit dem prachtvollen, das Andenken seines Vaters auf eine schöne Weise ehrenden Leichenbegängnisse desselben, am 2. Mai 1713, der Charakter, den Friedrich I. seinem Hofe gegeben hatte, sogleich bis auf die letzte Spur. Nach Beendigung der Trauerfeierlichkeit zog der neue Regent seine Uniform an, begab sich zu Pferde auf den Schloßhof, und kommandirte selbst die dort aufgestellten Truppen zu einer dreimaligen Salve. Hiermit war die alte Ordnung der Dinge beschlossen — eine neue Zeit begann.

So sehen wir denn auch Leibniz, gleich vielen Anderen, Berlin den Rücken kehren und seine Schritte nach Wien lenken, woselbst er ehrenvoll aufgenommen und zum Baron sowie zum Reichshofrath mit einer Pension von 2000 Gulden ernannt wurde. Vergebens jedoch war hier sein Bemühen, der Berlinischen Akademie der Wissenschaften ein Asyl' auszuwirken, nachdem dieselbe unter der folgenden Regierung, in der die Denkart sich so schnell änderte und die Wissenschaften der sie erhebenden Achtung verloren, fast zu Grunde gegangen war.

Schon vorher (1711) hatte Czar Peter I., nach einer Unterredung mit Leibniz in Torgau, ihn für ertheilte Rathschläge zur Civilisation des russischen Reiches zum Geheimen Rath ernannt, und ein Jahrgehalt von eintausend Rubeln ausgesetzt.

Keines deutschen Philosophen vielseitige Thätigkeit hat wohl einen gleich großen Einfluß auf die Bildung und allgemeine Auf-

klärung gehabt, wie die seinige. Er, Lessing und Kant sind in religiösen und kirchlichen Dingen unsere Heroen, von denen die Aufklärung und das Licht der Religiosität und Kirchlichkeit ausgegangen.

Leibniz aber war bestrebt, mit der Wärme das Licht, mit dem Gefühl den Verstand zu verbinden. Ihm galt das Christenthum als die Religion der erleuchteten Liebe, jener Liebe, die zur Wärme das Licht gesellt und so die wahre Frömmigkeit erzeugt, mit der allein man Gott wahrhaftig lieben kann. Eine aufrichtige Gottesverehrung aber darf Derjenige sich nicht beilegen, welcher weder dienstfertig noch wohlthätig ist.

„Wenn wir in Wahrheit Christen sein wollen, so müssen wir dies nicht blos in der Kirche, sondern auch am Hofe, im öffentlichen Leben, auf jedem Schlachtfelde sein; jede Berufsart, welche die Gesetze des Christenthums von sich weis't, muß verabscheut werden."

Der letzte Zweck aller Religion ist nach Leibniz nicht Lehre, sondern Leben; nicht Mittheilung von Geheimnissen an den Verstand, sondern Heiligkeit an den Willen selbst.

„Man kann Gott nicht lieben", sagt Leibniz, „ohne seine Vollkommenheiten zu kennen; damit aber sind dann die Grundlagen der wahren Frömmigkeit gegeben. Der Zweck der wahren Religion ist, eben diese in die Herzen zu pflanzen. Aber ich weiß nicht, wie es so oft gekommen, daß die Menschen überhaupt, und gar die Lehrer der Religion so weit von diesem Ziel sich entfernt haben. Gegen die Absicht unseres göttlichen Meisters ist die Gottesverehrung auf Ceremonien beschränkt und die Lehre mit Formeln erstickt worden, jene oft wenig geeignet, die Tugendübung zu nähren, diese aber selten lichtvoll . . .

„Man sieht zuweilen Leute, die gewaltig von Gottesfurcht, Frömmigkeit und Religion reden, deren Amt es sogar ist, sie zu lehren; allein man findet sie schlecht unterrichtet über die göttlichen Vollkommenheiten. Sie haben schlimme Begriffe von der Güte

und Gerechtigkeit des Weltenlenkers. Sie malen sich einen Gott aus, der nicht verdient, nachgeahmt oder geliebt zu werden. Es scheint mir, daß dies schlimme Folgen haben könnte, da es von äußerster Wichtigkeit ist, daß die Quelle der Frömmigkeit nicht vergiftet werde." —

Leibniz verstarb am 14. November 1716. Sein tempelartiges Monument an der Esplanade des Exercierplatzes zu Hannover trägt die schlichte Inschrift:

Ossa Leibnitii.

XXII.

Generalfeldmarschall Alexander Herrmann, Graf v. Wartensleben.

Am 16. Dezember 1650 zu Lippspringe bei Paderborn als ältester Sohn des Herrmann Hans v. Wartensleben geboren, entstammte er dem altadeligen Geschlechte der Erbherren auf Exten und Northoldt. Die Annahme, daß Lippspringe, wohin seine Mutter zum Besuch bei ihrem Bruder, dem Herrn v. Haxthausen, sich begeben hatte, sein Geburtsort sei, beruht auf alten Familiennachrichten. Sein Taufschein ist nicht zu ermitteln gewesen.

Im achten Lebensjahre kam Alexander Herrmann zu seinem Onkel nach Lippspringe, und hier erkannte der Freiherr v. Fürstenberg, damaliger Bischof von Paderborn, die schon in dem Knaben schlummernden Talente. Er beschloß, ihn der katholischen Kirche zuzuführen, um dieser so einen begabten und eifrigen Streiter zu gewinnen. Unter dem Vorgeben, sein Oberlehnsrecht gegen den Herrn von Haxthausen geltend zu machen, bemächtigte der Kirchenfürst sich dessen Sohnes und des zwölfjährigen Wartensleben. Jener trat zum katholischen Glauben über, Letzterem aber gelang es, durch die Flucht sich der Gewalt des Bischofs zu entziehen und glücklich bei seinen Eltern in Exten anzulangen.

Hier sah ihn 1653 die Landgräfin Hedwig Sophie von Hessen-Kassel (Schwester des Großen Kurfürsten von Brandenburg); sein munteres, freundliches Wesen bestimmte sie, den dreizehn-

jährigen, bereits confirmirten Jüngling mit sich nach Kassel zu nehmen, um für seine fernere Erziehung und Ausbildung, in Gemeinschaft mit dem jungen hessischen Prinzen, zu sorgen.

Als dann der Herzog Johann Friedrich von Hannover der von den Osmanen in Candia angegriffenen Republik Venedig einige Hülfsvölker zusandte, schloß v. Wartensleben sich dem Zuge an, wurde aber in seinem Drange nach Waffenruhm durch eine langwierige Krankheit gehemmt, die ihn in Costnitz überfiel. Nach erfolgter Genesung begab er sich, mit Empfehlungsschreiben seiner fürstlichen Gönnerin versehen, 1667 nach Paris zu dem Marschall Turenne, und wurde in das Corps der Grands Musquetaires eingestellt.

Bald darauf nahm jedoch der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld den ihm angelegentlichst empfohlenen jungen Edelmann nach Flandern mit, und vertraute ihm ein Fähnlein seines Elsässischen Regimentes an. In dem nur kurzen Feldzuge Ludwigs XIV. gegen die spanischen Niederlande bot sich mannigfache Gelegenheit zur Auszeichnung für Alexander Herrmann dar. Mehrmals verwundet, wurde er zum Lieutenant und Aide-de-camp befördert.

Nachdem aber Kaiser Leopold I. ein Bündniß mit Holland und Spanien geschlossen, und der Große Kurfürst, als deutscher Reichsfürst, im Jahre 1674 mit 16,000 Mann heranzog, verließ v. Wartensleben den französischen Dienst, um nicht gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen. Als Volontair schloß er sich dem Heere des Kurfürsten an, und machte bei dessen Garde zu Pferde den Zug an den Oberrhein im Oktober desselben Jahres mit.

Als dann im Juni des folgenden Jahres der Kurfürst, zur Vertreibung der in die Mark eingerückten Schweden, von der Reichsarmee sich zurückzog, begab v. Wartensleben, aus dem Brandenburgischen Heere geschieden, sich nach Kassel zurück und trat, auf Verwendung seiner fürstlichen Gönnerin, als ältester Kapitain bei dem Brügge'schen Regiment zu Fuß ein. Doch

bald darauf (1675) zog er, als Oberwachtmeister im Hessischen Regiment v. Offenkeller, mit anderen deutschen Reichstruppen dem dänischen König zu Hülfe, wohnte verschiedenen Belagerungen und Schlachten bei, und folgte dann 1677 demselben nach Rügen. Hier gerieth er am 8. Januar 1678 in Gefangenschaft, indessen erfolgte bald darauf, durch Vermittelung des von Kassel an den Grafen Königsmark nach Stralsund geschickten Herrn v. Boyneburg, seine Auslösung.

Nachdem v. Wartensleben sich bereits am 12. März 1676 mit der Tochter des Generals v. May auf Haus Brunnsuppe vermählt hatte, wurde er 1680 zum Oberstlieutenant bei dem Regiment des Prinzen Philipp, und demnächst, 1683, zum Commandeur des Regiments „Graf zur Lippe" (später „Leibregiment zu Fuß") ernannt.

Als dann die hessischen Regimenter mit den deutschen Hülfsvölkern zur Rettung der von den Türken bedrohten Kaiserstadt Wien herbeieilten, wohnte auch v. Wartensleben, als General-Adjutant des Fürsten von Waldeck, dem berühmten Entsatze der Hauptstadt (12. September 1683) bei. Dann dem siegreichen Heere zur Verfolgung der Türken nach Ungarn folgend, wurde er nach seiner Rückkehr unterm 30. Oktober 1684 zum Obersten ernannt, und das Regiment des Prinzen Philipp seinem Commando untergeben.

In seiner Kriegslaufbahn oftmals den größten Gefahren ausgesetzt, stand ihm ein schirmender Engel stets zur Seite. So hielt er im Jahre 1688 auf der Neckarbrücke bei Lauffen zu Pferde, um die Truppen an sich vorbei defiliren zu lassen, als das Thier mit ihm über das Brückengeländer rücklings überschlug. Wunderbarer Weise aber wurden Roß und Reiter unversehrt aus den Fluthen des Neckar gezogen.

In dem demnächstigen Kriege gegen Frankreich befehligte v. Wartensleben die hessischen Truppen, und verließ dann 1690 den Dienst seines bisherigen Herrn, um, auf Ansuchen des

Herzogs Friedrich von Sachsen-Gotha, das Ober-Commando über sämmtliche Gotha'schen Truppen zu übernehmen.

Nach mannigfachen kriegerischen Operationen mit einer militairischen Mission nach Wien an den Kaiser betraut, wurde er 1691 von demselben zum Feldmarschall-Lieutenant und, obgleich der Versuch des Markgrafen von Baden, ihn bleibend für die Armee des Kaisers zu gewinnen, mißglückt war, im Jahre 1695 zum kaiserlichen Generalfeldzeugmeister ernannt. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm zu Ehren eine Medaille geschlagen; auch machte er den Feldzug in kaiserlichen Diensten bis zu Ende desselben mit. Im Jahre 1697 rief ihn der König von Polen nach Warschau, um das Commando der polnischen Armee in dem Erbfolgekriege wider Schweden zu übernehmen; da jedoch eine Einigung nicht stattfand, wählte v. Wartensleben den Rückweg nach Wien über Berlin.

Es geschah dies auf Veranlassung des Premier-Ministers Grafen von Wartenberg, welcher die Aufnahme des kaiserlichen Generalfeldzeugmeisters in preußische Dienste zu bewirken suchte, um seine Hauptfeinde zu beseitigen, an deren Spitze der General-Feldmarschall v. Barfus stand.

Am 19. August 1702 erhielt Graf Wartensleben das Patent als preußischer General-Feldmarschall. Er selbst schildert seine Dienstberufung in einem eigenhändig geschriebenen Aufsatz folgendermaßen:

„Von Warschau zurückgereist, nahm ich meinen Weg über Berlin. Wie ich daselbst per Poste angekommen bin, erhielt ich sogleich eine Visite von dem Herrn Generalfeldmarschall von Barfus, und zeigete dieser mir eine Ordre, mich zu Ihro Königl. Majestät nach Schönhausen zu bringen. Weilen aber der Feldmarschall vom Schnuppen sehr incommodirt war, so begleitete mich der damalige Kammerherr von Marschal dahin, und mußte ich daselbsten Sr. Königl. Majestät erzählen, was zu Warschau und Danzig, allwo der König in Polen damals gewesen, passirt

war, worauf Se. Königl. Majestät mit mir allein spazieren gingen und sich endlich setzten, da Sie mir dann vertrauten, daß Sie Dero Einrichtung bei der Armee ändern müßten, auch endlich die Frage an mich thaten, ob ich nicht lieber Ihro Majestät, als dem König in Polen dienen wollte, wenn Sie es von mir begehrten; worauf ich mit allerunterthänigstem Respect erwiedert, daß Ihro Königl. Majestät bereits alte verdiente Generals in Dero Dienst halten, welchen ich nicht Tort thun möchte, und es also unterthänigst deprezíret. Aber Se. Majestät gaben mir darauf solche Antwort, womit ich content sein konnte und mußte, und begehrte von mir einen Handschlag, daß es unter uns verbleiben sollte, bis er mir schreiben würde. Als nun der Krieg mit Frankreich anging, schrieben Ihro Königl. Majestät an mich, daß ich mich meiner Parole erinnern und zu Ihnen nach Wesel kommen sollte. War ich aber damals nach Schwaben und Franken verreiset, so hatten des Herzogs von Gotha Durchlaucht die Briefe an mich so lange aufgehalten, bis ich wieder zurückgekommen, so erst 3 Wochen hernach geschahe. Wannenhero ich sogleich nach meiner Retour alles unterthänigst berichtete, und fernere Ordre verlangte mit dem Begehren, daß Se. Königl. Majestät sowohl Ihro Kaiserl. Majestät, als auch den Herzog von Gotha um meine Ueberlassung begrüßen möchte, welches auch sofort an beiden Orten bewerkstelligt und mir zur Antwort worden, daß ich Seiner Königl. Majestät auf der Rückraÿse nach Berlin rencontriren sollte, welches zu Tangermünde geschehen, allwo ich Ordre erhielt, nach Berlin zu folgen. Se. Königl. Majestät gingen sogleich nach Schönhausen, woselbst Geheimer Kriegsrath gehalten, ich hinausberufen und mit mir die Capitulation gemacht worden. Sobald solches geschehen, bin ich öffentlich durch Pauken und Trompetenschall als General-Feldmarschall und Geheimer Kriegsrath declarirt, auch die Garde zu Fuß, nachdem Se. Königl. Majestät solche selbst gemustert, mir angewiesen und an die ganze Armee Ordres gestellt worden."

Nachdem dann v. Barfus vom Hofe verwiesen, erhielt v. Wartensleben das Cavallerie-Regiment desselben, und am 2. September 1702 den Schwarzen Adlerorden verliehen. Unterm 11. September 1703 in den Grafenstand erhoben, wurde ihm dann mittelst Patents des Kaisers Joseph I., vom 29. März 1706, die erbliche Reichsgrafenwürde zu Theil.

Im hiesigen Zeughause befand sich eine Kanone, die der Feldmarschall am Neujahrstage 1709 dem König verehrte. Es war ein 24-Pfünder im Gewichte von 613 Centnern, dessen Bodenstück das Königliche Wappen, ein von Adlern gehaltenes Schild mit dem Königlichen Titel und die Inschrift trug:

> Dem mit Sieg und Siegeszeichen von Gott reichlich beschenkten, großgemachten König Friedrich, des Preußischen Reichs Stifter und Vermehrer, dem Vater des Kriegesheeres und Belohner der kriegerischen Tapferkeit, hat Alexander Herrmann Graf v. Wartensleben, der Preußischen Truppen General-Feld-Marschall, beim Eintritt des neuen 1709. Jahres dieses Glückwunsch-Präsent vor die Wohlfahrt des Königs und des ganzen Königl. Hauses überreicht, auf daß es ein ewiges Zeugniß seiner Treue und Devotion gegen den König sein möchte.

Am 6. Juli desselben Jahres wurde v. Wartensleben die Ehre zu Theil, daß während der Dreikönigs-Zusammenkunft in Berlin, Friedrich I. von Preußen, Friedrich IV. von Dänemark und Friedrich August von Polen der Taufe seines Sohnes aus zweiter Ehe, Friedrich Sophus, als Pathen beiwohnten.

Mit dem Sturze der Grafen v. Wartenberg und Wittgenstein (1710) prophezeite man auch dem Grafen v. Wartensleben ein gleiches Schicksal. Als das „dreifache Weh" Preußens vom Volkswitze schon damals bezeichnet, weiß die Geschichte gleichwohl von dem Grafen v. Wartensleben Nichts zu berichten, was ihn jener Trias der W-Grafen beigesellt, als — daß sein Familien-

name ebenfalls mit einem W beginnt. Im Gegentheil wurde er, nach dem Sturze Wartensbergs, vom König mit Gnadenbezeugungen überhäuft.

Auch nach dem Tode Friedrichs I. blieb ihm die königliche Gunst erhalten. Hatte der greise Feldmarschall bei der Belagerung von Stralsund (1715) den Tod seines ältesten Sohnes aus zweiter Ehe zu beklagen, so sollte er nach langem und schweren Krankenlager auch das herbe Schicksal erleben, wie sein Enkel Hans Herrmann v. Katte das Schaffot besteigen mußte. Vergebens wandte v. Wartensleben seinen ganzen Einfluß beim König an, das drohende Unheil abzuwenden. Friedrich Wilhelm I. erwiderte ihm unterm 3. November 1730, von Wusterhausen aus:

„Mein lieber General-Feldmarschall Gr. v. Wartensleben! Ich habe Euer Schreiben wohl erhalten. Es thut mir gewiß von Herzen leid, daß das Unglück den Lieutenant v. Katt betroffen, da er mit Euch so nahe verwandt ist. — Indessen wisset Ihr wohl, was auf solches Verbrechen gehört, weswegen ich mich nicht weiter darüber explicire, als daß es besser, daß ein Schuldiger nach der Gerechtigkeit sterbe, als daß die Welt oder das Reich zu Grunde ginge. Ich bin also diesmal nicht im Stande zu pardonniren, weil die Wohlfahrt des ganzen Landes und meiner selbst, wie auch meiner Familie wegen der künftigen Zeiten es nothwendig fordert, in welche Sache sich auch keiner meliren muß, sondern daß ich es ihm selbst befehle.

„Da nun dieser Mensch sich in puncto disertionis mit meinem Sohne soweit eingelassen und alles Mögliche dazu gethan, auch mit fremder Puissancen Gesandten sich dahin bearbeitet hat, die Affaire reuissiren zu machen, so hätte er wohl verdienet, daß er mit glühenden Zangen gerissen würde, doch habe ich in Consideration des Herrn General-Feldmarschalls und des Generallieutenants v. Katt die Strafe so weit gemindert, daß ihm zum Exempel und Warnung anderer der Kopf abgeschlagen werden soll."

Wartensleben, dessen Familie sich bis auf die Gegenwart

fortgepflanzt hat, verstarb am 26. Januar 1734 zu Berlin, im 85. Lebensjahre, und wurde am 5. Februar unter großen Feierlichkeiten in der Garnisonkirche beigesetzt. Friedrich Wilhelm, sonst ein abgesagter Feind von Pomp und Aufwand, hatte das prächtige Leichenbegängniß anbefohlen, um das Andenken des hochverdienten Feldmarschalls besonders zu ehren, welcher ihm und seinem Vater so lange seine Dienste gewidmet hatte.

Unter dem Geläute sämmtlicher Glocken der Stadt setzte der Zug, von dem damaligen Gouvernements-Gebäude in der Königsstraße No. 19 aus, sich in Bewegung. Vorauf zwei Eskadrons der königlichen Gensd'armes, deren Fahnen und Instrumente mit Flor behangen waren; dann, ebenfalls mit verhüllten Fahnen und gedämpfter Musik, vier Bataillons Infanterie. Dem sechsspännigen Leichenwagen, mit einer schwarzen Sammetdecke behangen, deren Zipfel vier Lieutenants trugen, schritten vier Marschälle mit dem reichsgräflichen Wappen und schwarzen Stäben vorauf. Der Sarg, ausgeschlagen mit violettem Sammet und kunstreich verziert, wurde von sechszehn Fähndrichen auf den Leichenwagen gehoben und wieder herabgenommen. Hinter demselben trugen vier adelige Pagen auf sammetnen Kissen die Kette des Schwarzen Adlerordens, den vergoldeten Helm, den Kommandostab so wie die Handschuhe und Sporen des Dahingeschiedenen. Dann folgte das Personal desselben, denen zwei adelige Marschälle in schwarz behangenem Wagen, und endlich das übrige Trauergefolge sich anschlossen — zuerst die Verwandten des Reichsgrafen, dann der König in eigener Person, die Prinzen und eine große Anzahl hoher Militairs.

Der Zug nahm seinen Weg durch die Spandauerstraße, über den Königs (heutigen Molken-) Markt, den Mühlendamm, durch die Breite Straße und an dem Schlosse vorüber nach der Garnisonkirche. Hier erfolgte, während der Beisetzung des Sarges, eine dreimalige Salve, und eben so oft wurden die zwölf Kanonen der unfern gelegenen Batterie gelöst.

Graf v. Wartensleben war nach dem Generalmajor und Kommandanten von Berlin, v. Forçade, die zweite bedeutendere Militair-Person, welche das Gewölbe der am 31. Mai 1721 eingeweihten Garnisonkirche aufnahm. Im Jahre 1830 geschlossen, befinden sich in dem Gewölbe 820 Särge, unter ihnen eine große Anzahl mit den sterblichen Ueberresten von Frauen und Kindern verstorbener Offiziere und Militair-Beamten.

Graf von Wartensleben bewohnte das schon erwähnte „Generalfeldmarschall-Haus" (heutige kronprinzliche Palais), in welchem dann, seit 1732, Friedrich der Große als Kronprinz residirte. Demnächst erhielt der Feldmarschall das dem Minister v. Katsch gehörige Haus in der Königsstraße No. 19 überwiesen, welches er bis zu seinem Tode bewohnte. Katsch hatte das Bürgermeister Christian'sche Haus, an der Ecke der Königsstraße, und drei daneben gelegene kleinere Bürgerhäuser erworben, dieselben 1721 niederreißen, und in Verbindung mit dem Eckhause zu einem Gebäude aufführen lassen.

Später für das königliche Stadtgericht bestimmt, dient dasselbe noch gegenwärtig seinem Zwecke.

XXIII.

Johann von Bodt.

Der um die Baukunst auch in unserer Vaterstadt hochverdiente Mann entstammte einer Meklenburgischen Edelmannsfamilie. Sein Vater, Andreas v. Bodt, war nach Frankreich übergesiedelt, und hier erblickte Johann, 1670, in Paris das Licht der Welt. Bald nach der Geburt verstarb sein Vater; die Mutter vermählte sich wiederum mit einem Marquis d'Usèr, und der junge Johann, auf das Sorgfältigste erzogen, legte bald so außerordentliche Fähigkeiten in der Zeichenkunst, Geometrie und Architektur an den Tag, daß selbst der berühmte Maréchal de camp, Blondell, sich für ihn interessirte und ihm seinen Unterricht zu Theil werden ließ.

Eine wichtige Veränderung ging mit dem fünfzehnjährigen Jüngling vor, als seine Mutter, nach dem Widerruf des Edikts von Nantes, zur katholischen Kirche übertrat. Vergeblich waren die Bitten und Vorstellungen, ja selbst die Drohungen, durch welche sein Stiefvater ihn zu einem gleichen Schritt zu bewegen suchte. Heimlich verließ Johann im Januar 1686 das elterliche Haus, um sich nach Holland in das von dem Statthalter Wilhelm von Oranien für junge adelige Refugiés errichtete Cadettencorps zu begeben.

Unter mancherlei Gefahren im Haag angelangt, suchte er einen Mechanikus auf, um sein schadhaftes Reißzeug ausbessern zu lassen, das nebst einem Paar diamantenen Schuhschnallen,

einem Ringe und wenigen Thalern seine ganze Habseligkeit bildete. Hier, bei dem Mechanikus, traf er mit dem General-Controleur und Oberbefehlshaber des Deichwesens zusammen, welcher ihn dem Prinzen von Oranien vorstellte, dadurch seine Aufnahme in das Cadettencorps und zugleich die Ernennung zum Conducteur des Deichwesens bewirkte.

Nach seinem Avancement zum Capitain der Artillerie und des Ingenieur-Corps begleitete er den Prinzen von Oranien nach England, wo er sich namentlich in der Schlacht am Boynefluß auszeichnete, und ihm das Patent eines Engeneer of the Tower ertheilt wurde. Später wohnte Bodt mit der englischen Artillerie den Schlachten in Flandern bei, und das Parlament sicherte ihm, in Anerkennung seiner Verdienste, jährlich einhundert Guineen auf Lebenszeit zu. Bei seiner Rückkehr nach London entwarf er dann, auf Verlangen des Parlaments, den Bauplan zu dem schönen Schlosse von Whitehall.

Im Jahre 1696 vermählte er sich mit Miß Femmerley, einer natürlichen Tochter des Königs, doch wurde diese Ehe zwei Jahre später wieder gelöst.

Der prachtliebende Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg hatte jenen Bauplan von Whitehall gesehen; er berief Johann v. Bodt 1698 mit Genehmigung des Königs von England und unter dem Vorbehalt als Hofbaumeister in seine Dienste, daß derselbe dorthin zurückkehre, sobald der König es für nothwendig halten würde. Im Jahre 1699 zum Kammerjunker ernannt, übergab der Kurfürst ihm eine Compagnie der Garde, die Inspektion der Civil- und Militair-Gebäude und die Aufsicht über die Schlösser zu Potsdam, Caput, Glinicke, Bornheim und Fahrland.

Sein erstes Werk war die Vollendung des Zeughauses in Berlin, das von Nering begonnen, nach dessen Rissen von Grünberg und Schlüter fortgesetzt wurde, und von Bodt mit verschiedenen Aenderungen seine heutige Gestalt erhielt. Ebenso vollen-

dete er 1701 den Schloßbau zu Potsdam, dessen Portal mit der Kuppel, nach dem Markte zu, sein eigentliches Werk ist.

Im Jahre 1706 zum Chef der Artillerie ernannt, sandte ihn der nunmehrige König Friedrich I. nach Wesel, um die dortigen Festungswerke in Stand zu setzen, und ernannte ihn zum Commandanten der Citadelle. Um das Jahr 1707 mit dem großartigen Projekte zur Erweiterung der Festungswerke von Berlin beschäftigt, wurden im nächstfolgenden Jahre die Linien zur Fortification vor dem Spandauer Thor abgesteckt, indessen kam das Unternehmen nicht zu Stande. Eben so erging es ihm mit dem Entwurfe zu einem neuen Dom. Er sollte, wie der Monarch wörtlich anbefohlen, „seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um den Plan zu dieser Kirche zu entwerfen, die ganz der Ehrfurcht angemessen sei, welche er für das höchste Wesen hege. Maßen er sich schon längst den König Salomo zum Vorbilde eines solchen Tempelbaues genommen und seit mehreren Jahren 400,000 Dukaten dazu gesammelt habe". Die Risse waren bereits fertig, als durch des Königs Tod die Ausführung des Planes vereitelt wurde.

Um diese Zeit vermählte v. Bodt sich mit einer Tochter der ebenfalls aus Paris geflüchteten Familie de Perrode. Diese Ehe war eine langjährige und glückliche.

Im Jahre 1715 zum Generalmajor, und 1719 zum Commandanten der Stadt und Festung Wesel ernannt, nahm und erhielt er unterm 14. September 1728 seinen Abschied, weil der aus holländischen in preußische Dienste getretene Oberst Wallrabe bei den Angaben zur Befestigung Magdeburgs mehr Gehör fand.*)

Durch Vermittelung seines Freundes Longelune trat Bodt in kursächsische und polnische Dienste. König August erhob ihn

*) Als derselbe den Plan der großartigen, von ihm erbauten Festungswerke nach Dresden brachte, wurde er vom König August zur Tafel gezogen, wo man ihm, nach damaliger Hofsitte, „wacker auf's Leder trank".

zum Generallieutenant und Chef des Ingenieur-Corps, so wie zum Intendanten sämmtlicher Civil- und Militairgebäude in Dresden. Dort erbaute er namentlich die Kasernen, die Ballustraden der Elbbrücke und das Portal des japanischen Palais. Die Linden-Allee in der Neustadt mit den Fontainen neben der Statue des Königs August des Starken sind ebenfalls sein Werk.

Am 18. Juni 1741 zum General der Infanterie und zum Gouverneur der Neustadt ernannt, endete dieser hochverdiente Mann am 4. Januar 1745 seine irdische Laufbahn. Drei Töchter standen an seinem Grabe — die Gattin war ihm schon im Jahre 1735 voraufgegangen.

In Berlin entstand unter seiner Leitung 1701—1704 noch das, für die damalige Zeit prächtige Haus des Hofraths Rademacher, Klosterstraße No. 68, während nach seinem Entwurfe das Johanniter-Ordens-, jetzige Palais des Prinzen Karl, am Ziethenplatz, 1739 vollendet wurde. In den Räumen desselben erblickte auch jener Königssproß, dessen Name von Poesie umklungen und von dem Glorienschein des Heldenruhms für alle Zeiten umstrahlt sein wird — Prinz Louis Ferdinand, am 18. November 1772 das Licht der Welt.

XXIV.

Feldmarschall v. Grumbkow.

Welche Schatten steigen aus dem Hintergrund der Geschichte mit dem Namen des Mannes herauf, dem die höchste Gnade und Gunst seines Monarchen bis an das Lebensende zu Theil geworden! Und diese Gunst zur Erreichung seiner Zwecke benutzend, übte der Minister und Feldmarschall v. Grumbkow einen Einfluß auf König Friedrich Wilhelm I. aus, wie kein Anderer vor ihm.

Merkwürdig immerhin bleibt dieser Umstand, insofern die Sitten und Gewohnheiten dieses Mannes im directen Gegensatz zu denen des Monarchen standen: er liebte, bei aller Habsucht und Eigennützigkeit, den Glanz und die Pracht, die Freuden der Tafel und der Liebe.

In den Räumen seines stattlichen Hauses, Königsstraße No. 60, bewirthete der Feldmarschall häufig die königlichen Prinzen und Generale, die Gesandten und Fremden von Ansehn und Würde, wofür ihm allerdings, neben seinem Jahrgehalt von 5321 Thalern, eine jährliche Summe von 5000 Thalern als Aequivalent zu Theil wurde.

„Wenn Ihr feiner und köstlicher als bei mir essen wollt, müßt Ihr zu Grumbkow gehen", pflegte der haushälterische König bisweilen gegen seine Gäste zu äußern, um sich in Betreff der Einfachheit seiner Mahlzeiten zu entschuldigen. Und so verweilte

er denn auch nicht selten in dem Hause des Günstlings, um nach seiner Ausdrucksweise „besser als bei sich zu essen“.

Zu den lobenswerthen Eigenschaften Grumbkow's gehörte übrigens die Pflege der Künste und des guten Geschmacks, wie er solche aus Friedrichs I. Zeit weiter zu fördern bestrebt war, während sein königlicher Gönner eine Abneigung gegen Künste und Wissenschaften hegte, welche er als die überflüssigsten Dinge von der Welt betrachtete. Nur allein für die Malerei interessirte sich Friedrich Wilhelm I., weil er selbst in dieser Kunst Dilettant war, und in Folge dessen beschäftigte auch seine nächste Umgebung sich mit derselben. Namentlich war es die Portraitmalerei, welche seinen vollsten Beifall erhielt, denn durch sie vermochte er ja der Nachwelt einen Begriff von seiner Potsdamer Riesengarde zu überliefern.

Selber mit einem nicht unbedeutenden Talent begabt, beschäftigte der König sich nach aufgehobener Tafel, in der Stunde von zwei bis drei Uhr, mit der Malerei. Dann mußten seine Grenadiere zuweilen ihm sitzen, und wenn ungeachtet aller Mühe die Aehnlichkeit des Portraits nicht gelingen wollte, strich er nicht selten im Aerger dem Grenadier und dem Conterfei mit dem Pinsel über's Gesicht. Oft vom Podagra geplagt, pflegte er die in solchen Stunden gefertigten Gemälde mit der Unterschrift „Friedericus Guilelmus in tormentis pinxit“ zu versehen.

Einst machte der König im Tabaks-Collegium die Aeußerung, daß er nöthigenfalls von dem Ertrage seiner künstlerischen Arbeiten leben könne. Als man dies bezweifelte, zwang er einen Hoflieferanten unter der Stechbahn, ihm einige seiner Gemälde für eine nicht unbedeutende Summe abzukaufen. Dieser hing nun die Schöpfungen des königlichen Künstlers, welche er mit der Unterschrift „Von der Hand Sr. Majestät des Königs“ versehen, an seinem Ladenfenster zur Schau auf. Friedrich Wilhelm, von dem Fenster seines Schlosses aus durch die große Anzahl der, vor jenem Laden stets versammelten Neugierigen aufmerksam

gemacht, hatte nicht sobald die Veranlassung erfahren, als er die Wegnahme der Bilder anbefahl. Auf die Weigerung des Lieferanten sah der König sich schließlich zum Rückkauf der Bilder, gegen eine höhere als die dafür empfangene Summe, genöthigt.

Nächstdem erhielt der Director der Akademie der Wissenschaften, Weidemann, den Auftrag, sämmtliche Grenadiere der Leibcompagnie in Lebensgröße zu malen, welche Bilder noch gegenwärtig in den Schlössern Monbijou, Charlottenburg rc. aufbewahrt sind. Von den Malern der damaligen Zeit hat indessen nur Antoine Pesne*) einen Anspruch auf Nachruhm.

So viel zur damaligen Geschichte der Malerei in Berlin. —

Friedrich Wilhelm v. Grumbkow, im Jahre 1678 zu Berlin geboren, war der Sohn eines hochverdienten Mannes, welcher unter dem Großen Kurfürsten die Stellung eines Obermarschalls (Kriegsministers) bekleidete. Der Kurfürst selbst hatte Pathenstelle bei dem Sohne seines Marschalls vertreten, welcher ihm zu Ehren die Vornamen Friedrich Wilhelm erhielt.

Schon in seinem achten Lebensjahre wurde Grumbkow zum Fähndrich bei den Derfflinger'schen Dragonern ernannt, worauf er sich 1688 nach Holland zum Besuche der Universitäten begab, und um die Kriegskunst im dortigen Feldlager praktisch zu studiren.

Im Jahre 1695 machte er als Cornet der Gensd'armes seinen ersten Feldzug mit, und durchreiste dann Frankreich während

*) Im Jahre 1683 zu Paris geboren, erhielt er die erste Anleitung in der Malerei durch seinen Vater, und ging dann nach Italien, woselbst er 1707 in Venedig den Freiherrn v. Knyphausen malte. Dieser zeigte bei seiner Rückkehr nach Berlin das Bild dem König, und Pesne wurde 1711 mit einem Gehalt von 1100 Thalern als Hofmaler hierher berufen. Seine Bildnisse sind von hoher Schönheit, und namentlich hat dasjenige im Schlosse zu Charlottenburg, welches Friedrich den Großen mit seiner Schwester als Kind darstellt, zahlreiche Nachbildungen auch im Stich erfahren. Ein zweites Bildniß dieses Monarchen, umgeben von einem unvergleichbar kunstvollen Rahmen, befindet sich im Hampton Court Palace. Der König besuchte den Künstler oft und verweilte stundenlang in seiner Werkstatt.

des Friedens. Der spanische Erbfolgekrieg 1701—1713 gab ihm vielfache Gelegenheit, als Oberst und Generalmajor seine kriegerischen Talente und sein staatsmännisches Geschick als Diplomat mit den auswärtigen Mächten an den Tag zu legen. Daneben stand er im Verkehr mit den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit.

Friedrich Wilhelm I., welchem er schon als Kronprinzen durch sein heiteres Temperament und einen vorherrschenden Hang zur Satyre sich bemerkbar und angenehm gemacht hatte, ernannte ihn 1713 zum Minister.

So ist Grumbkow, 1737 zum Feldmarschall erhoben, bis an sein Lebensende der vertraute Freund des Königs geblieben, wenngleich er seinen Einfluß nicht jederzeit auf eine angemessene Weise benutzte.

Wie am Hofe seines königlichen Vaters, so auch war der Hofstaat Friedrich Wilhelms I. in zwei Parteien getheilt, von denen die eine aus dem König und seinen Günstlingen — namentlich Grumbkow und Seckendorf, — die andere aus der Königin, dem Kronprinzen, der Prinzessin Friederike und deren Vertrauten bestand.

Die Königin Sophie Dorothea, eine Tochter George Ludwigs, des Kurfürsten von Hannover und Königs von England, hegte den Lieblingsplan, ihre Tochter Friederike Sophie Wilhelmine mit dem damaligen Prinzen von Gloster, nachherigen Prinzen von Wales und Thronerben des britischen Reiches, und die Prinzessin Amalie von England mit ihrem ältesten Sohn, dem Kronprinzen vermählt zu sehen.

Diese Doppelheirath nun suchten der Herzog von Anhalt-Dessau und Grumbkow zu vereiteln. Sie wußten die Haushofmeisterin der erst zehnjährigen Prinzessin, ein Fräulein v. Leti, für ihre Absicht zu gewinnen, und diese bot ihre ganze Ueberredungskunst auf, um die Prinzessin gegen den nur wenige Jahre älteren Prinzen einzunehmen, und dagegen für eine Vermählung mit dem Markgrafen von Bayreuth umzustimmen.

Die Intrigue konnte der Königin nicht lange verborgen bleiben. Fräulein v. Leti wurde vom Hofe entfernt, begab sich aber nach England, und suchte dort die Prinzessin in das nachtheiligste Licht zu stellen.

Inzwischen sah die hannöversche Regierung durch die gewaltsamen Werbungen des Königs von Preußen auch auf dortigem Gebiete sich genöthigt, diesem Unfug eine Schranke zu setzen. Die umherstreifenden preußischen Werber wurden festgenommen und als Störer der öffentlichen Ruhe ins Gefängniß geworfen. Bald folgten auch die übrigen deutschen Reichsfürsten diesem Beispiel, so daß in kurzer Zeit fast sämmtliche preußische Werber unthätig gemacht waren.

Friedrich Wilhelm, empört über ein solches Verfahren, beschuldigte seinen Schwiegervater, die Fürsten gegen ihn aufgereizt zu haben; er erklärte jede Verbindung mit dem englisch-honnöverschen Hofe, und somit auch die beabsichtigte Doppelheirath für aufgehoben.

In gleicher Weise war der Fürst von Anhalt-Dessau über das Schicksal seiner Werbe-Offiziere entrüstet. Aber während er sich bemühte, die Spannung zwischen den Monarchen zu vergrößern, sah er sich in Folge eines Zerwürfnisses von seinem Bundesgenossen Grumbkow verlassen, welcher eine Versöhnung derselben anzubahnen suchte. Und in der That gelang es ihm, das Einvernehmen zwischen den beiden Monarchen wieder herzustellen; dagegen warf der Fürst einen unversöhnlichen Haß auf ihn und trat mit der Beschuldigung hervor, der Feldmarschall habe sich durch englisches Gold für die Verwirklichung der Doppelheirath gewinnen lassen.

In Folge dieses Zerwürfnisses theilte der Hof sich in zwei Factionen, von denen die eine für den Fürsten, die andere für Grumbkow Partei ergriff. Zu der Ersteren gehörte auch die Königin.

So war denn der Geist beschworen, dessen Erwachen die

Ruhe der königlichen Familie auf lange Zeit zerrütten sollte. Während die Königin ihre Pläne in Bezug auf die Doppelheirath, selbst gegen den Willen ihres Gemahls durchzuführen bemüht war, hatte Grumbkow mit dem inzwischen in Berlin eingetroffenen Grafen v. Seckendorf ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, um diesen Plänen entgegen zu arbeiten.

Seckendorf war von Kaiser Karl VI. als österreichischer Botschafter an den preußischen Hof geschickt worden, um denselben von dem Bündniß mit Hannover zu trennen. Dem Könige persönlich bekannt und von ihm wegen bewiesener Tapferkeit hoch geschätzt, fand er eine gastfreundschaftliche Aufnahme. Bald genug erkannte der intriguante Diplomat in Grumbkow einen Bundesgenossen zur Ausführung seiner Mission, welche die traurigsten Zerrüttungen in der königlichen Familie anrichtete.

Stellten sich durch die Machinationen beider Männer anfänglich für die Königin fast unüberwindliche Hindernisse zwischen die Hoffnung und deren Erfüllung, so sollten die Aussichten sich günstiger gestalten, seitdem der Ritter Hotham im Mai 1729 als außerordentlicher Gesandter des englischen Hofes nach Berlin gekommen war, um auf den geheimen Befehl des Prinzen von Wales die Unterhandlung wegen seiner Vermählung energisch zu betreiben. Im Verlauf derselben trat Hotham mit der Bedingung seines Königs hervor, zunächst Herrn v. Grumbkow zu verabschieden, weil dessen Bestreben von jeher darauf gerichtet gewesen sei, das gute Vernehmen zwischen beiden Höfen zu untergraben. Gleichzeitig erbot er sich, die hierauf bezüglichen Schriftstücke herbeizuschaffen.

Friedrich Wilhelm erklärte sich nunmehr mit der Vermählung unter den vorgeschlagenen Bedingungen einverstanden, sofern seinem Sohne die Statthalterschaft von Hannover übergeben würde.

Während Hotham in Betreff des letzteren Punktes seinem

Hofe berichtete, wußten Grumbkow und Seckendorf, benachrichtigt von allen Vorgängen, des Monarchen volles Vertrauen für sich zu gewinnen. Sie erklärten alle Briefe, die Hotham beibringen könnte, für falsch und unterschoben; die Absichten des Königs von England seien nur darauf gerichtet, in Grumbkow einen treuen Diener zu entfernen, damit die Königin um so thätigeren Antheil an der Regierung nehmen könne.

Als daher der Gesandte die Einwilligung seines Hofes in Betreff der Statthalterschaft des Kronprinzen dem König mittheilte, zugleich aber auch auf Grumbkow's sofortige Verabschiedung drang, riß ihm Friedrich Wilhelm die aufgefangenen Briefe des Letzteren zornig aus der Hand und warf sie, mit einer drohenden Bewegung gegen den Gesandten, zu Boden.

Der Widerwille, den Grumbkow und Seckendorf dem Monarchen gegen die Doppelheirath einzuflößen gewußt, trug denn auch zu dem offenen Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn bei, deren Neigungen ohnehin so verschieden waren.

Im Interesse der beiden Verbündeten aber lag es, die Flamme der Zwietracht zu schüren, bis nach dem vereitelten Fluchtversuche der Blitzstrahl auf das Haupt des jugendlichen Kronprinzen, mit dessen Verhaftung am 11. August 1730, herabfuhr.

Auch jetzt war es Grumbkow, welcher den König zur größten Strenge gegen seinen Sohn aufstachelte. Mit der Ueberführung desselben nach Küstrin beauftragt, nahm er in Gegenwart des General-Auditeurs Mylius den Prinzen ins Verhör, vermochte diesem aber nicht das erwünschte Geständniß um die Mitwissenschaft der Königin und der Prinzeß Friederike in Betreff seiner Flucht zu entlocken. Und so drängte er denn in der Befürchtung, daß der König milder gestimmt werden könnte, zur Abfassung des Urtheilsspruches.

Sicherlich wäre die fluchwürdige That gelungen, wenn nicht Kaiser Karl VI. sein Fürwort bei dem König eingelegt hätte, daß derselbe Gnade für Recht sollte ergehen lassen. „Er (der

Kaiser) suche hierbei Nichts, als was zu des Königs eigener Beruhigung gereiche, und hoffe, daß der Kronprinz obwohl, er vielleicht nicht von der kaiserlichen Affection und Liebe zu ihm und seinem ganzen Hause überzeugt sei, doch nun wohl erkennen werde, wie recht herzlich und ernstlich er es mit ihm meine, maßen er die Wohlfahrt beider Häuser von einer beständigen Vertraulichkeit des Erzhauses mit dem Kurhause Brandenburg abzuhangen glaube."

Seckendorf, mit der Ueberreichung des kaiserlichen Handschreibens betraut, hatte überdies den Auftrag erhalten, seinen ganzen Einfluß auf den Widerruf des bereits ausgesprochenen Todesurtheils auszuüben. Diese Verwendung und die Fürsprache der Generalstaaten sowie mehrerer anderer Höfe verfehlten denn auch nicht, das Herz des Monarchen zur Milde umzustimmen.

Grumbkow, von der öffentlichen Meinung schon längst als der Anstifter des Unheils in der königlichen Familie bezeichnet, ergriff nun die ihm dargebotene Gelegenheit, den Vermittler zwischen Vater und Sohn zu spielen.

„Ich bin nicht abgeneigt, meinen Sohn zu begnadigen, wenn er sich vor mir demüthigen wollte", hatte Friedrich Wilhelm sich gegen den Feldmarschall geäußert. Und in der That mußte die Vermittlerrolle, nachdem Grumbkow's fernere Machinationen gegen den Kronprinzen keine Aussicht auf Erfog hatten, ganz dazu geeignet sein, die öffentliche Meinung umzustimmen, und den bösen Eindruck seiner Handlungsweise zu verwischen.

So schrieb ihm die Nothwendigkeit sein Verhalten vor. Anfänglich schenkte der Kronprinz den Vorstellungen des Feldmarschalls kein Gehör; als dieser aber auch das Schicksal der Mutter und Schwester von seiner Nachgiebigkeit abhängig machte, entschloß sich der Prinz, in einem Schreiben an den König um Gnade zu bitten, die ihm denn auch durch Grumbkow, im Namen des Monarchen, zugesichert wurde.

Inzwischen hatte die Prinzeß Friederike Sophie, um den

Zorn ihres Vaters nicht auf's Neue gegen sich und den Bruder zu erwecken, sich am 20. November 1731 mit dem in Vorschlag gebrachten Erbprinzen von Bayreuth vermählt, ohne daß der König von einer Depesche Georgs II. von England Kenntniß erhielt. Inhalts derselben stimmte Letzterer für eine Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Friederike, indem er von einer solchen des Kronprinzen mit der Prinzeß Amalie von England abzustehen sich bereit erklärte.

Grumbkow und Seckendorf, denen das Eintreffen der Depesche zuerst bekannt geworden, wußten dieselbe dem Monarchen bis zum Tage der Vermählung zu verheimlichen, und so ein Scheitern ihrer Pläne kurz vor dem Ziele zu verhindern. Denn noch in der letzten Stunde, als die Prinzessin bereits das Brautgewand von reichem Silberstoff anlegte, harrte die Königin mit Ungeduld auf das Eintreffen des erwarteten englischen Couriers. Sie wußte nicht, daß er bereits in der Stadt, und seine Depesche in den Händen Grumbkow's war.

Hatte der Kronprinz an dem Vermählungstage seiner Schwester die Freiheit, und mit seinem Degen das in Ruppin garnisonirende Dragoner-Regiment erhalten, so dachte der König daran, ihn auch sobald als möglich zu vermählen. Auf Seckendorfs Vorschlag bestimmte er für ihn die Prinzessin Elisabeth Christine, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Bevern.

Der Prinz, anfänglich bestürzt über diese Wahl, schrieb an Grumbkow, daß er sich eher eine Kugel durch den Kopf jagen, als mit der Prinzessin verheirathen würde. Nach einiger Ueberlegung aber reifte der Entschluß bei ihm, sich dem Willen seines Vaters zu fügen und mit der Prinzessin zu vermählen, welche dieser ihm als „wohl aufgezogen, modeste und eingezogen", als „nit häßlich, auch nit schön," und als ein „gottesfürchtiges Mensch" geschildert hatte.

Bevor jedoch am 10. März 1732 die Verlobung im Schlosse zu Berlin, und am 10. Juni des folgenden Jahres das Bei-

lager auf dem Schlosse zu Salzdehlen vollzogen wurde, schrieb der Kronprinz, von Ruppin aus, an Grumbkow:

„Mein lieber General! An diesem Morgen erhielt ich einen Brief vom Könige, der mich beinahe aus meinen Himmeln hätte fallen lassen. Meine Dulcinea ist noch immer der angenehme Gegenstand, über den er sich verbreitet. Man will mich mit Stockschlägen verliebt machen, mein Herr, aber da ich unglücklicher Weise kein Esel bin, so fürchte ich, daß man damit nichts ausrichten wird. Der König drückt sich in folgender Weise aus: „Nachdem ich erfahren habe, daß Ihr Eurer Prinzessin nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit schreibt, so will ich, daß Ihr mir die raisons davon angebt und ihr öfters schreibt." Ich habe ihm geantwortet, daß schon vierzehn Tage her wären, seit sie nicht geschrieben hätte, und daß acht vergangen sind, seit ich meinen letzten Brief schrieb, daß ich ihm aber gar keinen Grund angeben könnte. Aber die Wahrheit ist, daß es mir an Stoff fehlt, und ich weiß oft nicht, wie ich die Seiten ausfüllen soll. Mein Gott! ich wollte, daß man sich etwas daran erinnerte, wie man mir diese Heirath nolens vorgestellt hat, und daß meine Freiheit der Preis davon war. Aber ich glaube, daß die Frau Herzogin mir diesen Streich spielt, indem sie meint, daß ich mich geduldig unter die Herrschaft ihrer großen Haube fügen werde. Ich hoffe nicht, daß der König sich in meine Angelegenheiten mischen wird, sobald ich mich verheirathet habe, denn dann würden sie gewiß schlechten Fortgang haben, und die Frau Prinzessin könnte darüber zu leiden haben. Die Ehe macht großjährig, und sobald ich das bin, bin ich Herr in meinem Hause und meine Frau hat nichts zu befehlen. Denn nur kein Frauenregiment, in keinem Dinge in der

Welt! Ich glaube, ein Mann, der sich durch Weiber regieren läßt, ist der größte Schurke auf Erden und nicht werth, den Namen eines Mannes zu tragen. Deshalb werde ich mich als Galanthomme verheirathen, das heißt: ich lasse Madame thun, was ihr gut dünkt und thue auf meiner Seite, was mir gefällt, und dann soll die Freiheit hoch leben. Sie sehn, mein lieber General, daß mein Kopf heiß ist; aber ich verstehe nicht, an mich zu halten, und ich spreche Ihnen meine Gesinnungen aus, wie ich sie vor Gott denke. Sie werden mir nichts destoweniger eingestehen, daß die Gewalt gerade der entgegengesetzte Weg ist, wie der der Liebe, und daß Liebe sich nicht erzwingen läßt. Ich liebe das schöne Geschlecht, aber ich liebe es nur mit einer sehr flüchtigen Neigung; ich will von ihm nur Unterhaltung und nachher verachte ich es. Nun urtheilen Sie, ob ich von dem Holze bin, woraus man gute Ehemänner schnitzt. Ich bin außer mir, daß ich einer werden soll, und doch mache ich aus der Noth eine Tugend. Ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheirathen; aber nachher sehen Sie zu, was geschehen ist: Guten Tag, Madame! und: guten Weg! — Ich bitte sehr um Entschuldigung, mein lieber General, daß ich Sie mit diesen Nachrichten belästige, welche für den Geber ebenso unangenehm sind, wie für den Empfänger. Immerhin werden Sie begreifen, daß diese Handlungsweise nur ein böses Blut macht, und daß man nur um so mehr Abneigung gegen eine Sache erhält, je mehr man sich einbildet, daß man sich zusammennimmt. Doch ich ende damit, Sie zu ermüden, mein lieber General, indem ich Sie bitte überzeugt zu sein rc.

Friedrich."

Allgemein war die Ansicht verbreitet, daß die wichtigen Regierungsgeschäfte von Grumbkow entweder abhingen, oder doch durch seine Hand gingen. Das wußte Friedrich Wilhelm sehr wohl, und als daher sein Günstling, dessen wahrer Charakter ihm leider erst zu spät offenbar wurde, am 18. März 1739 verstarb, äußerte der Monarch: „Nun wird man doch aufhören zu sagen, Grumbkow thue Alles!"

Der Feldmarschall ruht in dem Grabgewölbe der Garnisonkirche.

Seine Wohnstätte war, wie bereits erwähnt, das Haus No. 60 in der Königsstraße — während der Befreiungskriege zum General-Postamt eingerichtet. Im 16. Jahrhundert gehörte das mit zwei Häusern bebaute Grundstück dem renommirten Handelsmann Leonhardt Weiler. Im folgenden Jahrhundert besaß dasselbe der Staatsminister v. Meinders, von dessen Erben es der Staatsminister v. Kraut erwarb. Nachdem dann 1724 v. Grumbkow in den Besitz des Hauses gelangt war, ließ er den innern Ausbau desselben, und die noch jetzt erhaltene Façade mit dem Säulenportal herstellen.

Druck von Bahlke u. Hindersin in Berlin.

Patriotische Erinnerungen.

Erzählungen und Abhandlungen aus den Zeiten der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich.

Von

Heinrich Pröhle.

Geheftet. Preis 1 Thlr.

Wir verfolgen in diesen „Aufzeichnungen“ den Reflex der großen Weltereignisse von 1813 bis 1870 auf dem beschränkten Raume eines Dorfes, von dem Verfasser „Preußendorf“ genannt. Was für prächtige charakteristische Figuren treten uns hier entgegen! Der patriotisch gegesinnte Schulze Schmücker, der ehemals westfälische „Maire“ Lüdeke, der alte Haudegen Vorhauer, der Pastor und vormalige freiwillige Jäger Zeitfuchs u. a. m., sie alle sind vortrefflich gelungen und frisch aus dem Leben gegriffen. Die Skizze „Aus dem Leben eines Deserteurs“ ist einer Selbstbiographie entnommen und führt in die Tage vor der Schlacht von Jena zurück. An den Studien und Abhandlungen ist besonders hervorzuheben: „Der Dichter der bezauberten Rose, ein freiwilliger Jäger von 1813“, „Ein Pfingstbesuch bei Ernst Moritz Arndt“, „Adolf v. Lützow und seine Freischaar“ und „Die Lyrik der Jahre 1870 und 1871“.

Gneist und Stuart Mill.

Alt-englische und neu-englische Staatsanschauung.

Eine politische Parallele.

Geheftet. — Preis 10 Sgr.

Es ist hier der Versuch gemacht, durch eine politische Parallele einen Vergleich aufzustellen zwischen der altenglischen und neuenglischen Staatsanschauung. Diese Schrift verdient allgemeines Interesse, da sie einen wesentlichen Factor der europäischen Politik beleuchtet. Man ersieht daraus indirect, wie die ewig neutrale Staatsmaxime von England herabgesunken und zu einer freundlich brummenden Baßbegleitung im modernen Staatenconcert geworden ist.

Meyer, Ferdinand

Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten vom 16. Jahrhundert bis zur Zeit Friedrichs des Großen ; nach urkundlichen Quellen bearbeitet

Berlin 1875